Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 241 — 2. Jahrgang | Saarbrücken, Sonntag Montag, 28. 29. Oktober 1934 | Chefredakteur: M. Braun

Land des Wuchers und des Hamsterns — Seite 2

Laval und Frankreichs Außenpolitik — Seite 3

Der „Führer" und Frankreich — Seite 8

Keine Lösung im Kirchenkampf!

Dr. Jäger geopfert – Müller bleibt – Alle Gegensätze bestehen fort

Die Wirrnis in der Kirchenfrage beginnt groteske Formen anzunehmen. Am Donnerstag sollte, wie halbamtlich gemeldet wurde, die feierliche Eidesleistung des Reichsbischofs und der ihm getreuen Landesbischöfe in die Hand Hitlers erfolgen. Nichts davon! Es hieß, der Herr Reichsbischof sei durch ein „Zahngeschwür" am Empfang der zeremoniellen Weihen beschränkt, obwohl er einen Tag vorher noch am Grabe des Generals v. Kluck eine Gedächtnisrede gehalten hatte.

Der Rücktritt Dr. Jägers

Jetzt entpuppt sich alles als Irreführung. Die Eidesleistung wurde allerdings verschoben, aber da die Herren Landesbischöfe und Bischöfe nun einmal in Berlin waren, tagten sie unter Vorsitz des Zahnerkrankten Herrn Reichsbischofs, „versammelt in völliger Einmütigkeit", wie es in der amtlichen Verlautbarung heißt. Bei diesem Anlaß gab Müller Kenntnis von einem Schreiben des „Rechtswalters" der Deutschen Evangelischen Kirche, Ministerialdirektor Dr. Jäger. Es ist vom 26. Oktober datiert und hat folgenden Wortlaut:

„Herr Reichsbischof! Nach grundsätzlicher Erledigung der mir gestellten Aufgabe der organisatorischen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche lege ich, wie ich Ihnen schon vor einiger Zeit angekündigt habe, meine kirchenpolitische Funktion in Ihre Hände zurück. Es ist meine Ueberzeugung, daß der innere kirchliche Ausbau und Aufbau, der nun mit Einsatz aller Kräfte zu beginnen ist, nur auf die tätige Mitarbeit des Landes gegründet werden kann. Ich schlage Ihnen deshalb vor, einen engeren Rat der Bischöfe zu berufen, der Ihnen für die Aufbauarbeit im Sinne wahrhafter Befriedung zur Verfügung steht. Ich hoffe und wünsche, daß das Werk zum Heil des deutschen Volkes gelingt."

In diesem Schreiben entspricht nur eine einzige Tatsache der Wahrheit: die des Rücktritts von Dr. Jäger. Weder ist er freiwillig erfolgt, noch bedeutet er Befriedung und Klärung. Gezwungen durch die Proteststürme aus Süddeutschland, aber noch stärker durch die wachsende Opposition gegen Dr. Jäger im offiziellen Lager der „Deutschen Christen", ließ man den sich verzweifelt Wehrenden fallen. Lange Verhandlungen mit Hitler gingen voraus. Der Kultusminister Rust und der Kulturdiktator Rosenberg bestürmten ihn, der Opposition nicht nachzugeben. Aber der verhaßte „Rechtswalter", der die süddeutschen Bischöfe nach ihrer Absetzung in Polizeigewahrsam genommen hatte, war nicht mehr zu halten.

Aber der Reichsbischof bleibt

In der Sitzung der Landesbischöfe am Donnerstag berief der Reichsbischof Müller einen „Bischofsrat", der in der Hauptsache die kirchenpolitischen Fragen behandeln soll. Das bedeutet — und es bestätigt unsere gestern vertretene Meinung —, daß der Reichsbischof in der vollen Gunst seines Herrn und Führers geblieben ist. Der Reichsbischof ist ein Stück von Hitler selbst. Fiele er, so bräche ein Stück des totalen Staats, errichtet auf der Ebene der Kirche und der weltanschaulichen Beeinflussungsmöglichkeit der Gläubigen, jäh zusammen. Es wäre der Sturz einer Säule, die grade in diesem rauhen Winter zum Halt für das wankende Gewölbe nötiger ist als je. Dazu kommt der Wunsch des Reichswehrministers, der seinem lieben Müller ja besonders verpflichtet ist.

Es gibt keine Verständigung mehr

In etwas sensationellem Fettdruck bemerkt die „Saarbrücker Zeitung", man dürfe annehmen, daß der Rücktritt Jägers nur der Anfang einer Entwicklung darstelle, die zu einer „völligen Entspannung" führen könne. Die Leser dieses Blattes sind begreiflicherweise entzückt davon, zum ersten Male seit Monaten überhaupt etwas von einem protestantischen Kirchenkonflikt zu erfahren. Bisher wurde das Verbot des Herrn Goebbels mit bewundernswürdiger Pflichttreue innegehalten. Aber die Prophetie einer nahen Entspannung ist durch nichts begründet. Woher sollte sie kommen? Der deutsche Protestantismus, wie er sich heute darstellt, ist ein chaotisches Gebilde geworden. Dieser Reichsbischof kann niemals eine Brücke schlagen zur freien Bekenntniskirche, die ihn zum Widersacher Christi und zum Sendboten des Teufels proklamiert hat. Millionen von Protestanten erblicken in ihm den Zerstörer des Kirchenfriedens und der evangelischen Freiheit. Aber auch die „Deutschen Christen" werden durch die Ablösung Dr. Jägers nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie haben längst den Teufel im Leibe. Ihre Organisation wird immer wilder bestürmt von den Deutsch- und Heidenchristen, deren Einfluß unter ihren geistigen Betreuern Professor Hauer und Graf Reventlow grade in jüngster Zeit außerordentlich gewachsen ist. Hier sind Gottesglauben und Kirchentreue kaum noch mit der Lupe zu sehen.

Konservative Orthodoxie, Kompromißlertum nach dem Beispiel Müllers und wachsende Verneinung jeder kirchlichen Bindung: hier strebt alles gegeneinander und auseinander.

Rosenberg, der Kirchenzerstörer

Man mache sich doch endlich klar, daß sich der weltanschauliche Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus mit der Beibehaltung irgend einer andern geistlichen, seelischen, religiösen Autorität nicht verträgt. Wer es noch immer nicht weiß, der lese Rosenbergs „Mythus". Wir widersprechen ihm auf jeder Seite seines Buches. Aber es ist unbestreitbar, daß hier eine umstürzlerische Ideologie im offenen Kampfe mit dem Christentum liegt. Daß Alfred Rosenberg heute der unbestrittene geistige Pionier des Nationalsozialismus ist, hat seinen tiefen Grund. Er ist schon in seinen Ursprüngen — von seinen Taten ganz abgesehen — mit widerchristlichen Motiven verschwistert. Jeder neue Tag gibt neue Proben. Täglich erscheinen Bücher und Zeitschriften, die es bestätigen, täglich hören wir Reden wie diese:

Gauleiter Kube auf einer Gebietstagung der Hitler-Jugend:

„Wir werden dafür sorgen, daß Deutschlands Jugend im stolzen Geist von Langemarck und nicht in irgendwelchem Konfessionsgeist erzogen wird. Der Glaube der deutschen Jugend ist allein der Glaube an Deutschland. Denn Sitte, meine deutschen Jungen, liegt im Blut und nicht in der Dressur, noch dazu wenn diese aus Vorderasien bezogen ist . . . Darum sollt ihr auch heute in der konfessionellen Hetze eures eines merken: Gott will, mein deutscher Junge, daß du auf Erden an Deutschland und sein unsterbliches Leben glaubst — . . . Und dann wird ein Hitler-Deutschland sein ohne Reaktion, ohne Konfessionshader . . . Adolf Hitler, gestern und heute und in alle Ewigkeit. Sieg heil!"

Aus der Zeitschrift „Der Volkserzieher" (Artikel von Wollrate):

„Wir, die neue deutsche Jugend, lehnen das Christentum als undeutsch ab. Wir werden unsere Kraft nicht vergeuden für eine andere, „deutsche" Auslegung dieses asiatisch-jüdischen Geistesprodukts. Wir wollen den üppig wuchernden Baum undeutscher Wesensart nicht vernichten, indem wir ihn fällen, nein, wir wollen ihn mit der Wurzel ausreißen."

Es sind nur ein paar Beispiele. Sie liegen hundertfach vor. Die deutsche Staatsjugend wird in diesem Geist erzogen. Es ist der Geist der Gralshüter der nationalsozialistischen Weltanschauung. Wie kann sich gegen diese Uebermacht ein Staats-Protestantismus, der seinen eigenen autoritären und religiösen Gesetzen nachleben will, noch behaupten? Hier liegt der Herd ewiger Unruhe und dauernder Zweifels. Alle Hoffnungen auf Beseitigung der Spannung und der Schaffung einer auf Glaubensdinge bezogenen Kircheneinheit sind Illusionen.

Um des Bekenntnisses willen

Wir glauben nicht daran, daß die Männer um die neue Bekenntniskirche nachgiebig sein werden. Zum Glück hat sich die Nachricht von der Verhaftung des Superintendenten Koch nicht bestätigt. Hier ist bereits eine echte Massenbewegung mobil. Ihre Thesen sprechen die leidenschaftliche Sprache Martin Luthers. Nichts deutet drauf hin, daß sie im faulen Kompromißlertum stecken bleibt. Denn es gibt charakteristische Anzeichen dafür, daß die Flucht zur oppositionellen Kirche eines der politischen Widerstandsmerkmale gegen die Beherrscher des „dritten Reichs" geworden ist.

Wir hören die revoltierenden Protestanten mit hoher Achtung vor ihrem Mute. Aber wir wollen nicht vergessen, daß diese Männer geschwiegen, als Hitlers Machtergreifung mit Menschenerniedrigung und Menschenmord begonnen hatte. Ihre Fackeln leuchteten erst, als das Kirchengebäude bedroht wurde. Die kirchliche Opposition hat mächtige Freunde. Gegen die Münchener Kundgebung, die „Ein' feste Burg ist unser Gott" sangen, schoß keine Polizei. Kein Pfarrer ist bisher gezüchtigt, auf der Flucht erschossen worden.

Die Kirchenrebellen in Ehren! Laßt uns aber bei dieser immer noch legalen Opposition an die illegale denken: an die kleinen sozialistischen Funktionäre, die mit ihren Flugschriften tausendfältig jeden Tag Freiheit und Leben einsetzen, um des kämpferischen Glaubens willen.

Vierfache Hinrichtung!

Knaben von 18 und 19 Jahren

DNB. Dessau, 27. Okt. Im Hofe des Dessauer Gerichtsgefängnisses wurden Samstag früh hingerichtet: der 45jährige Paul Rolle aus Gerlebogk, der 23jährige Albert Lehmann aus Dessau, der 18jährige Fritz Gehre aus Dessau und der 19jährige Theodor Wolf aus Dessau. Der Reichsstatthalter in Braunschweig und Anhalt hat von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht.

Paul Rolle war wegen Mordes an seiner Ehefrau durch Urteil des Dessauer Schwurgerichts vom 5. Mai 1934 zum Tode verurteilt worden. Das Reichsgericht hat das Urteil bestätigt. Rolle hatte seine Ehefrau einer anderen Liebschaft wegen im Bett erschossen und einen Selbstmord seiner Frau vorgetäuscht.

Die gemeine Bluttat an dem Dipl.-Ing. Wiederhold der Grube Leopold-Edderitz aus Bitterfeld wurde durch das Dessauer Schwurgericht geahndet, das Albert Lehmann, Fritz Gehre und Theodor Wolf zum Tode und den Jugendlichen Hans Joachim Lehmann zur höchsten Strafe für Jugendliche, zu zehn Jahren Gefängnis, verurteilte. Das Urteil des Dessauer Schwurgerichts wurde durch das Reichsgericht bestätigt. Die vier jungen Burschen hatten im Mai den Dipl.-Ing. Wiederhold aus Bitterfeld in seinem Kraftwagen überfallen und ermordet.

So meldet das halbamtliche Deutsche Nachrichtenbüro.

Welche Vorbilder sich die noch knabenhaften Mörder genommen hatten, ist klar: Viele SA.- und SS.-Mörder und Räuber sind in hohe Aemter eingerückt und ihre Untaten werden für rechtens erklärt.

Frontenstellungen in Frankreich

Drei Lager im Verfassungskampf

Paris, 25. Oktober.

A. Sch. Wie sich die Beschlüsse des radikalen Kongresses auch auswirken werden, das Ergebnis der Verfassungskämpfe in Frankreich wird durch die Ausgangsstellung der drei entscheidenden politischen Kräfte des Landes am Anfang des Kampfes bestimmt: der bürgerlichen Rechten, der Radikalen, der proletarischen Linken. Diese Ausgangsstellung ist im allgemeinen günstig für die Sache der französischen Demokratie.

Die Rechte beginnt diesen Kampf nicht ohne Resignation — und ohne allzu große Reserven. Die große reaktionär-faschistische Welle, die Anfang 1934 im Anschwellen war, ist abgeflaut. Die Herauskristallisierung des französischen Faschismus, im Februar stürmisch begonnen, wurde abgebrochen. Es ist zu keiner Herausbildung einer selbständigen faschistischen Partei gekommen, mit eigener Organisation und eigenem Machtwillen. Die französische Rechte ist reaktionär, nicht gegenrevolutionär, d. h. nicht umstürzlerisch. Wie weit sie jetzt auch gehen mag, sie wagt doch nicht an den Fundamenten des republikanischen Staates zu rütteln, und deshalb bleibt sie trotz allem notwendigerweise opportunistisch. Sie ist ausgesprochen bürgerlich-konservativ, nicht angreiferisch-demagogisch. Den Kampf um die Verfassungsreform führen auf ihrer Seite die alten Parlamentarier, nicht die faschistischen Häuptlinge.

Die faschistischen Verbände kämpfen nicht in der vorderen Linie, sie laufen nach. Der Kampf wird rechts ohne echten Schwung geführt, die Straße macht nicht mit, wie sie vor und am 6. Februar mitmachte. Keine Welle der Massenstimmung trägt heute die Rechte hoch. Die Kantonalwahlen haben enttäuscht: sie haben gezeigt, daß die reaktionären Parteien keine irgendwie ins Gewicht fallenden Gewinne erobern konnten, trotz aller Februarerschütterungen. Der feurige Demagoge der reaktionären Publizistik Henri de Kirillis beklagt sich bitter darüber, daß man auf der Rechten keinen richtigen Elan sieht. Das wirkt lähmend und ist geeignet, aus der Verfassungsrevision Doumergues, die als Generaloffensive auf die Stellungen der Linken gedacht war, einen parlamentarischen Schachzug zu machen. Die Rechte hat ihr letztes Wort zu den Verfassungskämpfen noch nicht gesagt, das kann am Ende äußerlich ein recht gewaltsames Wort sein, wie am 6. Februar, aber das Tempo des Kampfes hat sie nicht eingehalten.

In dieser Situation fiel es der bürgerlichen Mitte, den Radikalen, nicht schwer, sich als entscheidender Faktor einzuschalten und ihre Schlüsselstellung geltend zu machen. Schon der Anfang des Kongresses in Nantes zeigt das wachsende Selbstbewußtsein der Partei. Die Radikalen haben sich mit erstaunlicher Schnelligkeit von den schweren Erschütterungen des Parteigefüges und von der Vertrauenskrise erholt. Und bei den Kantonalwahlen haben die Radikalen ihre Positionen gehalten,

selbst ohne Linkskartell, und trotz allen ungünstigen Vorzeichen für die schwergeprüfte Partei. Die Radikalen sind bereit, die Reform des Staatsapparates mitzumachen, aber nicht die Revision der Verfassung. Wogegen sich die Radikalen als die parlamentarische Partei Frankreichs wenden, ist eine solche Stärkung der Stellung der Exekutivgewalt gegenüber dem Parlament, die das traditionelle französische freie Spiel der Kräfte in der Kammer mit lockeren parlamentarischen Mehrheiten gefährdet. Das Recht, die Kammer ohne Zustimmung des Senats aufzulösen, ist deshalb von den Radikalen am meisten umstritten. Es ist interessant, daß die radikale Opposition gegen Doumergue von zwei ganz verschiedenen Seiten kommt. Es sind einmal die alten konservativ-demokratischen Kräfte der Partei, die im Namen der alten eingewurzelten parlamentarischen Tradition den Protest gegen die Verfassungsrevision erheben. So hat der 87jährige Führer der radikalen Gruppe im Senat Bienvenue Martin, Hindenburgs Altersgenosse, als erster den Kampf gegen das Projekt Doumergues aufgenommen. Auf dem anderen Pol sind es die Jungradikalen, die Linken, auf diese wirkt das Anwachsen der proletarischen antifaschistischen Front anziehend. So sind die Radikalen zu einer mindestens unsicheren Gefolgschaft für den Ministerpräsidenten geworden.

Die proletarische Linke, durch die Einheitsaktion gestärkt, kämpft ganz selbständig und mit dem größten Schwung. Der Erfolg bei den Kantonalwahlen, selbst, ohne Linkskartell erfochten, hat die Stimmung der Arbeiterparteien gehoben. Es ist eine Tatsache von bleibender Bedeutung, daß sich in Frankreich sehr rasch durch den alten historischen Kampfboden begünstigt, die Tradition des proletarischen Freiheitskampfes neu auflebt, der auch die Kommunisten hinreißt. Die Kommunisten jener Länder, wo die kommunistischen Parteien die proletarische Einheitsfront nur als Manöver mißbrauchen wollen, haben von den französischen Kommunisten vieles zu lernen. Wo sich bei den Kommunisten, wie jetzt in Frankreich, der Geist des echten Freiheitskampfes die Bahn bricht, dort erstickt der Spaltungsgeist. „Wir sind fest entschlossen, uns nichts von den Freiheiten rauben zu lassen, die einst so teuer erkämpft wurden," sagte in der großen Volksversammlung im Saale Wagram der kommunistische Abgeordnete Ramette, und warnte vor jedem Sektierertum.

Nantes

Für politischen Waffenstillstand

Paris, 27. Okt. Auf dem radikalsozialistischen Parteitag in Nantes wurde von den vereinigten Ausschüssen für Staatsreform und für allgemeine Politik mit allen gegen vier Stimmen eine Entschließung angenommen, in der es u. a. heißt: Der Parteitag ist bereit, sich jeder Reform anzuschließen, die die Arbeiten des Staates erleichtert. Er kann aber seine Zustimmung nicht zu Maßnahmen geben, die die Gefahr mit sich bringen, in Zukunft die persönliche Machtausübung entgegen dem republikanischen Prinzip zu begünstigen.

Eine zweite Entschließung, über die die Ausschüsse zur Stunde noch nicht abgestimmt haben, lautet: „Der Parteitag erklärt sich mit der Fortsetzung des politischen Waffenstillstandes einverstanden, vorausgesetzt, daß er loyal eingehalten wird, daß er sich bewaffnetem Vorgehen gegen das Regime widersetzt, und daß er sich vor allem angelegen sein läßt, angesichts der Wirtschaftskrise alle Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind die Frage der landwirtschaftlichen Erzeugung zu klären und die Arbeitslosigkeit einzudämmen." —

Fußtritte

Wie die Nazis einem unglücklich Gleichgeschalteten danken

Frankfurt, 27. Okt. (Inpreß). Der Chefredakteur der „Frankfurter Zeitung", Herr Rudolf Kircher, der von Charakter nicht beschwerte kleine Erbe einer großen journalistischen Tradition, befaßt sich mit den Kampfmethoden der deutschen Presse, zu der er, wohlbemerkt, selbst gehört. Er sichert sich sogar, indem er flehentlich bittet, von ihm überzeugt zu sein: „er gehört zu uns". Was er dann sagt, entwirft ein solches Bild von Presse-Niederungen Goebbelsscher Observanz, daß nichts hinzuzusetzen ist.

„Es ist unschwer festzustellen," schreibt Kircher, „daß ein nicht geringer Teil davon (von Angriffen auf die „F.-Z.") in erster Linie dem Bedürfnis entspringt, die eigene, einer Auffrischung bedürftigen Redaktionsleistung auf unsere Kosten interessant zu machen." Man sei nicht wählerisch, man „scheute sich auch nicht vor den größten Verdrehungen", man sei, wenn einem nichts einfalle, hinterhältig oder gar verleumderisch. Mißgunst Neid oder andere schlechte Instinkte herrschten." Zum Schluß jammert Herr Kircher, „daß man die Schuld an dem Mißvergnügen, zu dem das Leben manchen Anlaß bietet, nicht immer einem anderen zuschieben" solle. Wenigstens dann nicht, betont er, wenn es sich (wie bei ihm) um Personen handele, die zur „Gemeinschaft" gehören. Gegenüber den Gegnern gibt also Herr Kircher für „Verdrehungen, Verleumdungen, Mißgunst und Neid" des Feld frei. Ein herlicher Journalist!

Bleibt nur noch ganz allgemein mit den Worten dieses Chefredakteurs eines ehemaligen Weltblattes festzustellen, daß „heute der Durchschnittsleser von seinem Blatt in erster Linie all das erwartet, was es ihm nicht bietet."

Goebbels unbeliebt

Berlin, 26 Okt. (Inpreß) Der „Angriff" wird, wie er gesteht, täglich mit Briefen Berliner Antifaschisten überschüttet. Er nennt sie „Schmierbriefe": „Meist strotzen sie von den gröbsten und unflätigsten Beschimpfungen. Was an Gemeinheit zusammengetragen werden kann, ist zusammengetragen worden. Alles wird in den Staub gezogen, vor keiner noch so Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit wird Halt gemacht. Meist sind diese Briefe — wenn sie nicht mit der Maschine geschrieben sind — in einer Handschrift abgefaßt, die dem Graphologen alles erklärt."

*

Das Oberste Parteigericht der NSDAP. gibt bekannt: „Der Dr. Engelbert Huber in Berlin-Wilmersdorf wurde aus der NSDAP. ausgeschlossen, da er sich durch schriftstellerische Ausführungen in stärksten Gegensatz zu dem klaren und eindeutigen Willen des Führers und der Auffassung der Parteileitung gestellt hat."

Land des Wucherns und des Hamsterns

Angstkäufe und Höchstpreise wie in den Hungerwintern des Krieges

Köln, 26. Oktober.

Die Zeiten, in der die Nazipresse täglich über die gewaltigen Erfolge des Hitlerregimes im Kampfe gegen die Wirtschaftsnot berichtete, sind längst vorbei. An Stelle des künstlich genährten Optimismus ist die Katzenjammerstimmung eingetreten. Die Preise steigen fortwährend, die Rohstoffnot hat eine Knappheit in den wichtigsten Bedarfsartikeln hervorgerufen. Die Bevölkerung ist allen feierlichen Erklärungen der amtlichen Stellen gegenüber mißtrauisch geworden. Kein Mensch glaubt mehr, was die gleichgeschalteten, gekauften Skribenten schreiben, sondern ein jeder versucht, soweit es ihm seine materiellen Verhältnisse erlauben, sich mit Ware für längere Zeit einzudecken. Welchen Umfang die Hamsterkäufe bereits genommen haben, geht aus der Tatsache hervor, daß der Regierungspräsident von Köln eine besondere Kundgebung veröffentlichen läßt, in welcher er sich gegen die „törichten Angsteinkäufe" wendet. In der Kundgebung des Regierungspräsidenten heißt es:

Die Notwendigkeit, die Einfuhr ausländischer Rohstoffe und Lebensmittel den Devisseneingängen und den Austauschmöglichkeiten anzupassen, hat zu törichten Angsteinkäufen geführt und die Preise verschiedener Gegenstände des täglichen Bedarfs in ungerechtfertigter Weise erhöht. Ganz abgesehen davon, daß die Reichsregierung jederzeit in der Lage ist, irgendwo auftretende fühlbare Mängel durch erhöhte Devisenzuteilung oder Kompensationsgeschäfte zu beseitigen, werden durch den unvernünftigen Deckungseinkauf von größeren Mengen, die zumeist nicht fachmännisch behandelt werden können, beachtliche Werte zerstört und Kapitalien anderen volkswirtschaftlich nützlicheren Vorgängen entzogen.

Die Regierung wird es nicht dulden, daß infolge des törichten Verhaltens einiger um ihr Wohlergehen besorgter kapitalkräftiger Bevölkerungskreise Verwirrung und Unordnung in der Versorgung der Bevölkerung mit den lebensnotwendigen Dingen entstehen. Groß- und Kleinhandel, Handwerk und Versorgungsbetriebe jeglicher Art müssen an der Erziehungsarbeit für den ruhigen und gleichmäßigen Fortgang der Versorgung der Allgemeinheit mitwirken. Diese Mahnung [illegible] vor allem für diejenigen Firmen, die unter Hinweis au[illegible] drohende Verknappung ihrer Erzeugnisse die Unsicherheit der Bevölkerung zu Profitgeschäften ausnutzen.

Da die Preise fortwährend steigen, sehen sich die Behörden gezwungen, Preisregulierungen vorzunehmen. In der gleichen Kundgebung des Regierungspräsidenten werden Vorschriften über Preisschilder und Preisverzeichnisse bekanntgegeben. Es ist wie Anno 1917 und wie damals, so wird auch jetzt die Polizei angewiesen, die Beachtung der Verordnungen über Preisschilder und Preisverzeichnisse „schärfstens nachzuprüfen und gegen Verfehlungen unnachsichtig einzuschreiten". Es heißt dann am Schluß der Kundgebung des Regierungspräsidenten:

„Um den Einwand der Unkenntnis der Bestimmungen auszuschalten, sei hier auf die wichtigsten Preisbestimmungen noch einmal hingewiesen:

Vorgeschrieben sind Preisschilder und Preisverzeichnisse für Brot und Brötchen mit genauer Gewichtsangabe, für Frischfleisch, sowie für Kolonialwaren einschließlich Obst, Gemüse und Kartoffeln. Aehnliche Anordnungen bestehen für Butter, Eier und Bienenhonig.

Preisverzeichnisse allein sind angeordnet für das Friseurgewerbe, für Schuhausbesserungen und Ausschnittleder, für natürliches und künstliches Mineralwasser, Limonaden und für den Kleinhandel mit frischen, geräucherten und marinierten Seefischen.

Hitler hat die Ueberwindung der Wirtschaftsnot versprochen. Statt dessen sind Preissteigerungen und Warenknappheit eingetreten. Wie gedrückt die Stimmung bei den Braunen ist und welche Unruhe in der Bevölkerung herrscht, geht aus folgendem Kommentar des „Westdeutschen Beobachters" vom 25. Oktober hervor. Das offizielle Naziorgan schreibt:

„Mühelos und unverdient fallen uns keine Wohltaten in den Schoß. Jeder muß an seinem Platz das Notwendige tun und treuer Mitarbeiter sein. **Er muß nicht heimlich dem andern ins Ohr tuscheln: Geh' hin und versorge dich mit Wolle, Fett und dergleichen, damit du für den Winter genügend Vorrat hast.** Er muß nicht kritiklos nachschwätzen, was leichtfertige und gefährliche Elemente aus eigennützigen und sonstigen Gründen ausstreuen. Das kann bestehende Schwierigkeiten bestimmt nicht beheben."

Das Hamstern nimmt kein Ende

Die Zustände in Köln sind typisch für die Verhältnisse im ganzen Reich. Die Preissteigerung und Hamsterkäufe sind bereits zu einer Gefahr für den braunen Staat geworden. Dies geht deutlich aus folgender halbamtlichen Auslassung des Deutschen Nachrichtenbüros hervor:

Berlin, 26. Okt. Verschiedene Preissteigerungen haben in den letzten Monaten und Wochen wiederholt Anlaß zu eindeutigen Erklärungen gegen diese Erscheinungen durch das Reichswirtschaftsministerium gegeben. Trotzdem trat beim Käuferpublikum nicht die erwartete Beruhigung ein. Einige Fälle zeigten auch offensichtlich, daß diese selbstverständliche wirtschaftliche Disziplin nicht überall vorhanden war und vielfach ein direktes Einschreiten der staatlichen Organe erforderlich machte. Die Frage der Preissteigerung ist somit nicht auf das wirtschaftliche Gebiet begrenzt geblieben, sondern ist von politischem Interesse für die Oeffentlichkeit geworden.

Um die Volksmassen zu beruhigen, hat Goebbels eine Ablenkungsaktion in die Wege geleitet. Darüber wird amtlich folgendes mitgeteilt:

„Die Reichsleitung der Partei hat sich daher entschlossen, eine groß angelegte Aktion in die Wege zu leiten und genaues Material über die Preisbewegungen zu sammeln, um sowohl den berechtigten Klagen als auch dem leeren Geschwätz und den Gerüchten ein Ende zu bereiten.

In den Durchführungsbestimmungen, die an die Untergliederungen ergehen, wird besonders darauf hingewiesen, daß Eingriffe in die Preisgestaltung zu unterbleiben haben, und daß es vielmehr der Sinn dieser Aktion sei, Zahlenmaterial und Stimmungsberichte zu sammeln. Ferner wird in den Bestimmungen den ausführenden Untergliederungen eine genaue Analyse der bisherigen Preisentwicklung übermittelt, um sie in die Lage zu versetzen, sich auch volkswirtschaftlich und wirtschaftspolitisch einwandfreie Urteile bilden zu können. Die Aktion soll zu Beginn der zweiten Novemberwoche schlagartig überall im ganzen Reich einsetzen. In der Presse werden bereits in der nächsten Woche eingehende Berichte gegeben werden. Mit der Durchführung der Gesamtaktion ist die NS.-Hago beauftragt worden. Nach Abschluß der Aktion und Sichtung des Materials werden die gesammelten Erfahrungen dem Reichswirtschaftsministerium übergeben werden."

Der Zweck der ganzen „schlagartigen Aktion" ist also lediglich, Material zu sammeln und das Ministerium des Herrn Schacht wird schon dafür sorgen, daß die ganze Aktion verpufft, und daß die Profite der Krautjunker und Unternehmer nicht geschmälert werden. Der Hitlersozialismus hat eben seine besondere Nuance.

„Unser täglich Brot gib uns heute"

Die große Sorge im „dritten Reich"

Wie schön es sich im „dritten Reich" leben läßt, geht aus folgender Mitteilung der „Frankfurter Zeitung" über die Schwierigkeiten der Brotversorgung im Frankfurter Bezirk hervor. Darin heißt es:

Die für den Bezirk Frankfurt a. M. zuständigen Organe der „Arbeitsgemeinschaft des deutschen Backgewerbes" übergeben der Oeffentlichkeit eine Erklärung, die folgendermaßen lautet:

„Umlaufenden Gerüchten entgegen, machen wir hierdurch bekannt, daß keinerlei Brotpreiserhöhung stattfinden darf, noch stattgefunden hat. Der Brotpreis der Frankfurter Bäcker-Innung ist noch wie vor: 3 Pfund Roggenbrot 50 Pf., 3 Pfund Mischbrot 55 Pf. Die Gerüchte, daß der Treuhänder der Arbeit oder der Landesbauernführer Brotpreisaufschläge genehmigt habe, sind unwahr."

Bemerkenswert und typisch für die Presseknebelung ist es, wie die „Frankfurter Zeitung" über die Brotpreiserhöhung berichtet. Sie schreibt, **„es war der Eindruck verbreitet, daß in Frankfurt die Brotpreise erhöht worden seien, und zwar hieß es, daß der Preis für drei Pfund des üblichen Hausbrotes auf 50 Pfennig (vorher 42 Pfennig) heraufgesetzt worden sei"**. Indessen war weder der „Eindruck erweckt", noch „hieß es", daß die Preise erhöht worden sind, **sondern tatsächlich sind die Brotpreise im Frankfurter Bezirk heraufgesetzt worden.** Und die armen Kollegen von der „Frankfurter Zeitung" müssen sich drehen und wenden, um zwischen den Zeilen die Wahrheit doch zu sagen. Das Blatt schreibt:

„Dieser Vorgang wäre kaum in Uebereinstimmung zu bringen gewesen mit dem von den zuständigen Reichsstellen mehrfach vertretenen Grundsatz, daß der Brotpreis stabil gehalten werden solle, allerdings unter dem Vorbehalt gewisser örtlicher Korrekturen, wie sie anläßlich der geplanten Einführung einer Brotordnung und der mit ihr erstrebten stärkeren Vereinheitlichung der Brotsorten und Brotpreise notwendig werden könnten. Der Erlaß dieser Brotordnung (zunächst war der 1. Oktober in Aussicht genommen) hat sich aber verzögert. Infolgedessen hätte auch die Annahme, daß es sich bei den in Frankfurt eingetretenen Veränderungen um eine solche örtliche Korrektur handeln könnte, wenig Wahrscheinlichkeit für sich gehabt. Es liegt nun also auch von der Seite des Backgewerbes die Versicherung vor, es sei keine Preiserhöhung erfolgt.

Andererseits ist es aber nicht so, daß die aufgetretenen Gerüchte, die sich auf Beobachtungen in den Brotverkaufsstellen stützen, jeder Grundlage entbehrten. Die Frankfurter Bäcker-Innungen (und entsprechend auch die Innungen in den Nachbarstädten Wiesbaden, Darmstadt und Offenbach) haben nämlich die Herstellung billigerer Brotsorten eingestellt, die seit längerer Zeit auf dem Markt waren, und zwar, wie vom Gewerbe jetzt erklärt wird, um der Konkurrenz des vom Lande hereinkommenden Bauernbrotes zu begegnen, dessen Preisvorsprung sich nicht nur aus der Möglichkeit billigerer Eindeckung mit Rohstoffen, aus Unterschieden der Kalkulation und dergleichen, sondern vor allem auch aus wesentlich niedrigeren Lohnkosten erklären soll, da die ländliche Brotherstellung nebenbei von den landwirtschaftlichen Hilfskräften des Bauernbetriebes mit übernommen würde. An ihren „Kampfbroten" hätten die städtischen Bäcker nie ausreichend verdient. **Seit einiger Zeit erlitten sie hieran sogar Verluste, weil infolge der neuerdings den Mühlen auferlegten Ausmahlungsvorschriften die billigeren Nachmehle überhaupt nicht mehr verfügbar oder jedenfalls nicht für die menschliche Ernährung geeignet und zugelassen seien.** Davon abgesehen seien die Mehlpreise noch an und für sich gestiegen."

*

Aus dem ganzen Wenn und Aber geht hervor, welche Schwierigkeiten im Frankfurter Bezirk in bezug auf die Brotversorgung herrschen. Ueber die gleichen Schwierigkeiten in anderen Bezirken wagen die feigen Journalisten des „dritten Reiches" nicht zu berichten. Aber auch diese Mitteilung der „Frankfurter Zeitung" zusammen mit der Verordnung des Regierungspräsidenten von Köln und der „schlagartigen Aktion" des Herrn Goebbels zeigen mit aller Deutlichkeit **den Zusammenbruch der Blutpolitik, die ganze Mißwirtschaft der Darré, Schacht und Konsorten.** Das Hakenkreuzregime ist nicht nur eine Schande für das deutsche Volk. Dieses Gewaltregiment wird auch Deutschland in eine furchtbare Wirtschaftskatastrophe hineinstürzen. Was jetzt geschieht, ist ja nur der Anfang. **Das dicke Ende wird erst kommen.** Und darüber kann das tägliche Gebrüll am Radio, können die täglichen Umzüge, Feierlichkeiten, Denkmalsenthüllungen, wie überhaupt der sattsam bekannte Nazirummel, nicht hinwegtäuschen.

Für Deutschland 13. JANUAR Gegen Hitler!

SAAR-BEILAGE „DEUTSCHE FREIHEIT"

Laval und Frankreichs Saarpolitik

Die beklagenswerten Ereignisse der letzten Zeit, die Ermordung des französischen Außenministers Barthou und sein Ersatz durch den bisherigen Kolonialminister Herrn Laval, haben bei manchem Saarländer die Frage laut werden lassen, ob und inwieweit dadurch die Stetigkeit der französischen Saarpolitik beeinflußt werden könne. Hierzu schreibt unser I.K.-Mitarbeiter folgendes:

„Ich erfahre aus ganz sicherer Quelle, daß der neue französische Außenminister, Herr Pierre Laval, in der Saarfrage genau wie in den übrigen Teilen der französischen auswärtigen Politik nichts anderes tun wolle und könne, als das Werk seines Vorgängers, des Herrn Barthou, fortzusetzen.

Diese Erklärung ist um ihrer Klarheit willen sehr zu begrüßen; sie war allerdings auch gar nicht anders zu erwarten, denn Frankreichs Saarpolitik ist durch die Umstände gegeben und ganz und gar eindeutig. Was Frankreich will, ist nichts anderes, als die Einhaltung der Verträge.

Es muß mit aller Klarheit festgestellt werden, daß die von dem Reichsführer Adolf Hitler und von seinen Anhängern immer wieder betonte Auffassung, daß es sich bei der Saarfrage um einen deutsch-französischen Konflikt handelt, ganz und gar abwegig ist. Zunächst einmal handelt es sich überhaupt nicht um einen „Konflikt"; denn dieses Wort kann man doch nicht anwenden für eine durch Verträge im voraus bereits geregelte Frage. Wenn demgegenüber Herr Hitler meint, daß der Einwurf, der Versailler Vertrag hindere eine direkte Abmachung in der Saarfrage zwischen Deutschland und Frankreich, ihm niemals überzeugend erschienen sei, denn wenn heute Deutschland und Frankreich erklärten, daß sie sich über die Saarfrage einigten, und wenn das saarländische Volk dazu sein Einverständnis erklärte, so sei es sicher, daß keine der in Genf vertretenen Nationen dagegen Einwendungen machen würde (wörtlich aus dem Interview des „Intransigeant"), so hat diese Sache einen großen Haken. Zunächst einmal steht noch gar nicht fest, ob wirklich der Völkerbund, d. h. irgendeiner seiner Mitgliedsstaaten, dagegen keine Einwendungen machen würde, zum anderen aber setzt Herr Hitler ja selbst voraus, daß auch das saarländische Volk dazu sein Einverständnis erklären müsse. Wie aber soll denn das saarländische Volk sein Einverständnis erklären, wenn nicht eben auf dem Wege der Volksabstimmung? Denn wer soll sonst das saarländische Volk irgendwie repräsentieren?

Man komme da nicht mit dem Landesrat oder den Gemeinderäten. Beide sind nicht jetzt, sondern vor längerer Zeit unter ganz anderen Voraussetzungen gewählt worden, und wenn heute in ihnen die Abgeordneten der früheren Parteien diese aufgegeben und sich zu einer sogenannten „deutschen Front" zusammengeschlossen haben, so steht noch lange nicht fest, ob sie damit den Willen ihrer seinerzeitigen Wähler erfüllt haben.

Was man also auch immer vorbringen möge, es bleibt keine andere Möglichkeit, den Willen des saarländischen Volkes festzustellen, wenn nicht eben im Wege der Volksabstimmung, und weder Frankreich noch Deutschland noch auch der Völkerbund können, selbst wenn sie wollten, diesen Willen des saarländischen Volkes irgendwie beiseiteschieben.

Was im übrigen die französische Auffassung angeht, so ververlangt sie nur eins: „Que le plébiscit soit honnete", (d. h. daß die Abstimmung eben ehrlich sein soll). Wenn sich bei der Abstimmung etwa eine 80prozentige Stimmenmehrheit für Deutschland ergeben würde, so ist der Fall für Frankreich politisch erledigt. Es wird die Willensmeinung der Bevölkerung anerkennen und sich dementsprechend mit der gegebenen neuen Situation abfinden. Es verlangt aber umgekehrt auch für den Fall, daß sich etwa eine 80prozentige Stimmenmehrheit für den Status quo ergäbe, auch Deutschland dann genau so gut diesen Willen der Bevölkerung anerkennt, und sich mit den gegebenen Tatsachen abfindet.

Das viel zitierte Memorandum des Herrn Barthou hat ja auch nichts anderes im Auge gehabt. Es hat vielmehr lediglich die durch den Friedensvertrag vorgesehenen drei Abstimmungsmöglichkeiten der Reihe nach aufgeführt und, ohne irgendeiner von ihnen den Vorzug zu geben, dargelegt, wie in dem ersten, zweiten oder dritten Falle die Verhältnisse sich gestalten müssen, insbesondere was die Frage der Saargruben, der Zollverhältnisse und der im Saargebiet zur Zeit steckenden französischen Kapitalien angeht.

Man darf zu Herrn Pierre Laval das Vertrauen haben, daß er dank seiner großen Geistesgaben und dank auch der Erfahrungen, die er als früherer Ministerpräsident in seinen Verhandlungen mit dem damaligen Brüningschen Deutschland gemacht hat, sich in die Materie sehr schnell hineinfinden und sie getreu seinem Ausspruch im Geiste seines Vorgängers durchführen wird. Dies um so mehr, als auch der Ministerpräsident Doumergue, der stets auf das engste mit Herrn Barthou zusammengearbeitet hat, die gleiche Auffassung vertritt.

Hier wird die „Saarbrücker Zeitung" (und die anderen gleichgeschalteten Blätter an der Saar werden es ihr nachbeten) wahrscheinlich bemerken, daß Herr Doumergue ja der Ehrenpräsident der „Association Francaise de la Sarre" sei, und daß schon aus diesem Grunde die in dem Memorandum des Herrn Barthou vertretene Politik nicht uneigennützig und voreingenommen, sondern „annektionistisch" sei. Hier ist die Gelegenheit gegeben, noch einmal einem Irrtum entgegenzutreten. Von den guten Leuten der „Association Francaise de la Sarre" denkt kein Mensch an irgendeine Annexion; was man will, ist lediglich, die Interessen der im Saargebiet nun einmal lebenden Franzosen sowie derjenigen Franzosen, die ihre Gelder in Unternehmungen des Gebiets gesteckt haben, zu wahren. Im übrigen nimmt jeder von ihnen den Standpunkt ein, der oben gekennzeichnet ist, und hat daher auch keine andere Forderung, als wie eben nur die eine, daß nämlich die Abstimmung ehrlich sei.

Ob sie das sein wird, ist natürlich noch dahingestellt. Der Terror, der heute schon an der Saar herrscht, ist ja zur Genüge bekannt. Desgleichen die höchst zweifelhaften und so über Erwarten zahlreichen Eintragungen in den Listen der Abstimmungsberechtigten. Hier ist es Sache der Abstimmungskommission und der Abstimmungsgerichte, nach dem Rechten zu sehen, eventuell müssen sie sich an den Völkerbund wenden, damit dieser die nötigen Maßnahmen trifft. Lediglich als Mitgliedsstaat des Völkerbundes ist Frankreich dabei tätiger Partner, genau so wie es Deutschland sein könnte, wenn es nicht seinen Austritt aus dem Völkerbunde erklärt hätte.

Als Mitgliedsstaat des Völkerbundes aber wird Frankreich vor allem eben auf die Ehrlichkeit der Abstimmung und ihre Ermöglichung drängen, und hier wird Herr Pierre Laval, die Politik seines Vorgängers in gerader Linie fortsetzend, all den Saarländern, die ihre Meinung frei und unbeeinflußt zum Ausdruck bringen wollen, eine Stütze sein.

Der überlastete Dreier-Ausschuß

Für und gegen Vertagung des Plebiszits

Paris, 27. Oktober. In immer stärkerem Maße beschäftigt sich die französische Presse mit der Saarfrage, seitdem die Behauptung in die Welt gesetzt worden ist, daß die Aufstellung der Abstimmungslisten zu allerhand Beanstandungen Anlaß gäbe. Die dem Quai d'Orsay nahestehende Außenpolitikerin des „Oeuvre" schreibt: Laval vertritt in der Saarfrage genau die gleiche Auffassung wie Barthou. Er erfüllt täglich die Pflicht, die der Vertrag ihm auferlegt, der die Sicherheitsmaßnahmen vorschreibt, die Frankreich eintretendenfalls gemäß dem Wortlaut des Vertrages anwenden müßte. Unser Land fährt außerdem fort, vom Dreier-Ausschuß sämtliche Arbeiten betr. Ausführung der französischen Denkschrift und insbesondere hinsichtlich des etwaigen Status-quo-Planes zu fordern. Im Völkerbund wartet man ebenfalls auf das Ergebnis dieser Arbeiten, die in Rom fortgesetzt werden. Der Ausschuß scheint mit Arbeit überhäuft zu sein, und gewisse Kreise fragen, wo er die Zeit hernehmen soll, alle diese Fragen zu regeln. Müßte man nicht zunächst einmal die Abstimmungslisten revidieren? Hierzu braucht man selbstverständlich Zeit. Vielleicht könnte man in den dem Ausschuß nahestehenden Kreisen den Wunsch verspüren, diese Zeit dadurch zu gewinnen, daß man die Abstimmung um einige Monate und vielleicht sogar um ein Jahr verschiebt. Wer die Ereignisse sich abrollen sieht, dem erscheint das natürlich unmöglich. Es ist übrigens schwer zu sagen, ob eine derartige Möglichkeit einen Gewinn für die Friedensache bedeuten würde.

Hitlerismus gegen Katholizismus

Unversöhnliche Gegensätze

So zog neues kleinasiatisches Priestertum mit der „großen Hure" der Pelasger oder der „schönen lieben Hure" von Ninive (Nahum 3, 4) in die „ewige Stadt" ein und nahm Wohnung auf dem ehrwürdigen Palatin, dem Sitz des kulturschaffenden altrömischen Gedanken. Es folgten die üblichen vorderasiatischen „religiösen" Umzüge, doch mußte sich der Orgiasmus später auf die hinter Tempelmauern liegenden Bezirke beschränken, um vor dem besseren Teil des Volkes verschont zu bleiben. Der Harnsper siegte, der römische Papst erhob sich als sein unmittelbarer Nachfolger, während die Tempelherrschaft, das Kardinalskollegium, eine Mischung von Priestertum der Etrusko-Syro-Vorderasiaten und der Juden mit den nordischen Senat Roms darstellt. Auf diesen etruskischen Harnsper geht dann auch „unsere" mittelalterliche Weltanschauung zurück, jener furchtbare Zauberglaube, jener Hexenwahn, dem Millionen des Abendlandes zum Opfer gefallen sind, der auch durchaus nicht mit dem „Hexenhammer" ausgestorben ist, sondern in der kirchlicher Literatur von heute noch lustig weiterlebt, jeden Tag bereit, offen hervorzubrechen; jener Spuk, der nicht selten die nordisch-gotischen Kathedralen verunstaltet und über eine natürliche Groteske weit hinausgeht.

Alfred Rosenberg, der vom Führer und Reichskanzler mit der weltanschaulichen Erziehung der Nation beauftragte Theoretiker des Nationalsozialismus in seinem Buche „Der Mythus des 20. Jahrhunderts". Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, 13.—16. Auflage, Seite 67.

Das Buch ist von der nationalsozialistischen Regierung allen Lehrerbibliotheken als geeignet empfohlen und in vielen Fällen auch katholischen Büchereien zwangsweise eingegliedert worden.

Der Hetzpfarrer läßt sich feiern

Der sattsam bekannte Pfarrer Wilhelm aus Wehrden, ein Schandfleck für die katholische Kirche, wird an diesem Sonntag sein 25jähriges Jubiläum als „Seelsorger" feiern. Obwohl das Jubiläum „in aller Stille" gefeiert werden soll, läßt sich der bescheidene Hetzpfarrer von der braunen Presse an der Saar in spaltenlangen Artikeln ehren. Was da über diesen Mann geschrieben wird, der, obwohl er im Priestertalar, es gewagt hatte, andersdenkende deutsche Männer, die hier an der Saar unter schwersten Umständen den Kampf gegen den undeutschen und landfremden Nationalsozialismus führen, als Lumpen und Verräter zu bezeichnen, interessiert uns weiter nicht. Nur eins fällt uns auf, daß unter den Gratulanten der ehrenwerte Herr von Papen nicht fehlen durfte. Dieser vornehme Mann, der seine nächsten Mitarbeiter wie von Bose, Dr. Jung, Dr. Schotte den Kugeln der SS. ausgeliefert hat, schreibt in einem Telegramm aus Berlin an Pfarrer Wilhelm u. a.:

„Möge es Ihnen, der mit dem Kampf für die Rechte unserer Kirche zugleich den Kampf um die nationale Wiedergeburt unserer Heimat verband, der ein ebenso treuer Deutscher wie eifriger Priester allzeit gewesen ist, vergönnt sein, alsbald wieder in die Grenzen der großen deutschen Heimat zurückzukehren."

Man sieht also deutlich, wie hier Papen den Kampf des Pfarrers Wilhelm für Hitler in einen Kampf für die Rechte der katholischen Kirche umfälschen will. **Die katholische Kirche ist in Deutschland noch nie so entrechtet gewesen wie unter dem Hakenkreuzbanner.** Wenn augenblicklich den Verfolgungen der braunen Gewaltherrscher in stärkerem Umfange die evangelische Kirche ausgesetzt ist, so geschieht das nur deshalb, **weil Bürckel einen Wink nach Berlin gegeben hat, bis zum 13. Januar die Katholiken in Ruhe zu lassen, da sonst der Abstimmungskampf an der Saar mit Sicherheit verloren gehen würde. Aber nach dem 13. Januar, da werden die Masken fallen, dann werden solche Pfarrer, wie es der Wilhelm aus Wehrden ist, dazu benutzt, um die katholische Kirche von innen zu infrengen und in den Dienst des Nationalsozialismus zu stellen.** Es wird genau dasselbe geschehen, was augenblicklich mit der evangelischen Kirche geschieht.

Die Gratulationstelegramme Papens und des Staatssekretärs der Reichskanzlei, Dr. Lammers, mögen eine Warnung für die Saarkatholiken sein. Die dicke Freundschaft zu Pfarrer Wilhelm zeigt, was die braunen Neuheiden mit der katholischen Kirche nach dem 13. Januar vorhaben.

Die oppositionellen Katholiken

London, 27. Okt. (Havas). Der Direktor der „Neuen Saarpost", Johann Hoffmann, und Pater Franz Weber, die bekanntesten katholischen Gegner des Nationalsozialismus im Saargebiet, sind in London eingetroffen, um sich mit ihren britischen Glaubensbrüdern in Verbindung zu setzen. Hoffmann erklärte, es sei sehr wohl möglich, daß die Abstimmung zugunsten der Hitlergegner ausfalle; aber Frankreich müsse vorher erklären, daß es nichts gegen eine Wiederholung der Abstimmung in etwa 10 Jahren einzuwenden habe.

Auch ein Moralprediger

Dr. Hellbrück, Chefredakteur der „Saarbrücker Zeitung" fühlt sich berufen, uns Moralpredigten zu halten:

„Es ist nun einmal so, und wer sich zur Kritik berufen fühlt, hat sie zu üben in einer Form, die für die Bevölkerung keine Beleidigung darstellt."

Nicht zu glauben! Das schreibt einer, der in seinem verlunderten Blatte Reden eines Pfarrers Wilhelm druckt, die alle nicht zur sogenannten „deutschen Front" gehörenden Saarländer als „Gesinnungslumpen" beschimpft. Das schreibt einer, der einen Aufruf des berüchtigten Pirro druckt mit der Bezeichnung „Mordgesindel" für alle Anhänger der „Freiheitsfront" und „Mörderzentrale" für den Status quo.

Wir greifen den weiteren Satz der „Saarbrücker Zeitung" auf:

„Selbst wenn also die Verordnung zum Schutz von Staatsoberhäuptern nicht existierte, blieb immer noch die Verpflichtung der Regierung **zum Schutz der Bevölkerung gegen aufreizende Beleidigungen, und das ist, so wie die Dinge liegen, die Anwendung der Verordnung zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit.**"

Richtig, und wann endlich wird diese Verordnung zum Schutze aller Bevölkerungskreise angewendet werden?

Solange das nicht geschieht, wird man sich selber helfen müssen, und wir haben deshalb auch in Zukunft nicht die Absicht, gegenüber journalistischen Zuhältern von Massenmördern ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Gegenstoß im Falle Pick

Die Verhaftung des Belastungszeugen.

Der Hauptzeuge in dem Verfahren gegen den Hauptgeschäftsführer Pick des Christlichen Metallarbeiterverbandes, ein gewisser Steinacker, Geschäftsführer der Ortsgruppe Saarbrücken ist heute vormittag von zwei Kriminalbeamten aus seiner Wohnung abgeholt und auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft der Polizeidirektion vorgeführt worden, wo er vernommen wurde.

Wie wir hören, hat der Verband gegen Steinacker Anzeige wegen Verdachts der Untreue erstattet. Steinacker, der vom Vorstand des Verbands zwangsbeurlaubt war, ist aufgefordert worden, die ihm unterstellten Kassen, insbesondere die Sterbekasse der Ortsgruppe Saarbrücken mit Büchern und Kassenbelegen abzuliefern. Das ist nicht erfolgt, er hat sich geweigert und die Kriminalpolizei hat inzwischen festgestellt, daß sich die Unterlagen in der Wohnung eines gewissen Baldauf in Dudweiler befanden, wohin sie Steinacker verbracht hatte und wo sie beschlagnahmt wurden.

Die Bücher werden zur Zeit geprüft. Bei dem Verhör auf der Polizeidirektion gestand Steinacker das außer den widerrechtlich ausgeliehenen Geldern noch vorhandene Vermögen und die sonstigen Belege usw. nach außerhalb geschafft zu haben.

Seine „Amnestie“

Hohe Zuchthausstrafen für „kommunistische Ueberfälle“ aus dem Jahre 1932

Berlin, 27. Okt. In einem Prozeß wegen kommunistischer Ueberfälle am 1. Juli 1932 am Lenzer Platz und am 14. Januar 1933 in der Boyenstraße, wobei der SA.-Scharführer Hans Steinberg getötet und mehrere Nationalsozialisten schwer verwundet wurden, wurden heute der Angeklagte Walter Habermann wegen Mordversuchs in zwei Fällen in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch und unbefugter Waffenführung zu 12 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust, der Angeklagte Erwin Kerber unter Einbeziehung einer schon früher gegen ihn verhängten Strafe zu insgesamt 12 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust, der Angeklagte Helmut Harn wegen schweren Landfriedensbruchs ebenfalls unter Einbeziehung einer schon verhängten Strafe zu 9 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht, der Angeklagte Georg Taubner wegen Mordversuchs in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch unter Berücksichtigung des Amnestiegesetzes vom Dezember 1932 zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt. Die Angeklagten Georg Krüger, Otto Kohlmann, Hans Prodöhl, Erwin Borkowski und Hans Schienle erhielten wegen einfachen Landfriedensbruchs je 2 Jahre Gefängnis. Drei Angeklagte wurden freigesprochen, einer amnestiert.

Große Staatsaktion

Anscheinend, weil einer nicht mit über Ebert schimpfte

Der „Westdeutsche Beobachter“ vom 19. Oktober berichtet: „Was ging es ihn an, wenn sich mehrere Leute über einen Sozialdemokraten oder Marxisten unterhielten? Er muß wohl schon seine Motive dafür gehabt haben, daß er sich bemüßigt fühlte, ausgerechnet für diesen Mann eine Lanze zu brechen. Es war klar, daß er damit nur die nationalsozialistische Regierung treffen wollte. Der Inhaber setzte den Schwätzer vor die Tür. Dieser Hinauswurf hätte ihn eigentlich zur Vernunft bringen müssen. Nein, er sucht das nächste Restaurant auf und erzählt auch hier wiederum den Leuten von seinem geliebten Ebert und glaubt den Gästen mit seinen ketzerischen Redensarten imponieren zu können.

Wegen seines unsinnigen Geschwätzes hatte er sich vor dem Schöffengericht zu verantworten. Hier benimmt er sich wie seine ruhmlosen Genossen von ehedem: er ist feige. Anstatt für seine Taten einzustehen, bringt er den traurigen „Mut“ auf, die Zeugen als Lügner hinzustellen. Ja, er wagt sogar dem Gericht vorzumachen, daß ihn die andern wegen seines schwäbischen Dialektes offenbar mißverstanden hätten.

Der Vertreter der Anklage hebt hervor, daß sogar jetzt noch einige Zeugen ehrlich entrüstet sind über das Geschwätz, das damals der Angeklagte im Munde führte. Er ist aber auch der Ansicht, daß die überlegene Art des Angeklagten, der ja Akademiker sei, äußerst gefährlich sei und großes Unheil bei dem einfachen Manne anrichten könne. Aus den Worten des Angeklagten spreche eine heimtückische Zersetzungsabsicht, die streng geahndet werden müsse. Er beantragt daher eine Gefängnisstrafe von acht Monaten. Das Schöffengericht vertagt aber zunächst, um Zeugen über die Persönlichkeit des Angeklagten zu vernehmen.“

Der Herr „Kommissar“

Ein typischer Fall

Man schreibt uns aus Baden: Im Mai 1933, als die Gewerkschaften von den Nazis „übernommen“ wurden, kam auch ein Herr Helbing aus Konstanz an die Oberfläche und wurde zuerst Kommissar, dann Kreisleiter für die Gewerkschaften des Kreises Konstanz. In allen Versammlungen entrüstete er sich über die Korruption der gewesenen Gewerkschaftsbonzen, die sich von den Arbeitergroschen gemästet hätten. Für seine Tätigkeit benötigte er drei Autos. Wer sie bezahlt, weiß niemand. In Konstanz hatte er Schulden „wie ein Major“. Schon im letzten Herbst munkelte man, daß die Kasse nicht stimme, doch kam bald ein parteiamtliches Dementi. Als die „Konstanzer Zeitung“ in Zahlungsschwierigkeiten gekommen war, wurde Helbing dort Kommissar und gründete die Betriebsnotgemeinschaft. Das Personal mußte 5 Prozent unter Tarif arbeiten, Ueberstunden-, Nacht- und Sonntagszuschläge wurden nicht bezahlt, dagegen erhielt Helbing für seine Tätigkeit als Kommissar monatlich 500 Mark. Bei der Deutschen Arbeitsfront wurde er „auf seinen Wunsch“ beurlaubt. Vor einigen Monaten kam er nun mit dem Druckereibesitzer in Konflikt und wurde entlassen. Seine Klage beim Arbeitsgericht auf eine Entschädigung von 300 Mark wurde von diesem abgewiesen. Da er sich vor lauter Schulden in Konstanz nicht mehr halten konnte, ging er nach Freiburg. Hier hat ihn nun sein Schicksal erreicht. Er wurde wegen Unterschlagung und dergleichen verhaftet, es soll ihm nun der Prozeß gemacht werden.

Ein interessantes Klagelied

Nazibonzen wie überall

h. b. Das „Neue Wiener Journal“ veröffentlicht in seiner Nummer 14 664 ein interessantes Klagelied aus der Feder eines nach Deutschland geflüchteten österreichischen Nazis, der die Nase von den Herrlichkeiten des „dritten Reiches“ sehr schnell vollbekommen hat und an den heimischen Herd zurückgekehrt ist. In dem Bericht heißt es wehmütig:

„Am nächsten Tage wurde mir auf der österreichischen Landesleitung (in München. D. Red.) gesagt, daß ich mit vier Mark mich selbst zu verpflegen hätte . . .

Die österreichische Landesleitung machte den Eindruck eines Armeeoberkommandos zur Zeit einer Millionenmonarchie. Die Tiroler Gauleitung, an der Spitze Herr Hofer mit seiner Freundin als Privatsekretärin, fährt zwei schöne Wagen. Herr Proksch lebt seinen Verhältnissen sehr angemessen in einer Zwölfzimmerwohnung in München, seine Frau hat stets ein Auto zur Verfügung. Obergruppenführer Reschny, ehemaliger Lehrer, besitzt eine Villa am Starnberger See mit eigenem Aufgang für Dienerschaft, seine Kinder werden privat erzogen, er selbst hat nicht weniger als drei luxuriöse Autos. Dieser Aufwand ist für die Legionäre, die selbst das Nötigste entbehren, unerträglich. Er widerspricht vollkommen den stets zu stark betonten Prinzipien der sozialen Auffassung, die das „dritte Reich“ in großen Lettern auf sein Programm setzt und immer unterstreicht.“

Ja, schauns, lieber Herr Legionär, das ist halt so beim Nationalsozialismus. Wir andern haben's schon lange gewußt und auch gesagt. Vielleicht haben Sie sogar zu denen gehört, die einmal einen Marxisten dafür verprügelt haben, weil er die Wahrheit gesagt hat?

Sterilisierungskämpfe in Halle

Bericht aus dem Reich!

In Halle an der Saale spielen sich seit einigen Wochen herzergreifende Szenen in den Sprechzimmern des Medizinalrates Dr. Schnell und dem Sterilisationsarzt Dr. Otto Schneider ab, die fast täglich zu ernsthaften Zusammenstößen führen. Ueber 500 Kinder sollen in Halle sterilisiert werden, und die Mütter und Väter der in Frage kommenden Kinder wehren sich verzweifelt gegen diese barbarischen Maßnahmen. Laut jammernde, oft aufgeregt tobende Frauen verursachen immer größere Menschenaufläufe in Halle, indem sie empört gegen die Sterilisierung ihrer Kinder protestieren. Wiederholt bedrohte die so aufgebrachte Menge Beamte des städtischen Gesundheitsamtes, so daß die Ueberfallkommandos und SS. alarmiert werden mußten.

Eine Frau B. hatte die Vorladung des Sterilisierungsarztes erhalten, der ihr eröffnete, daß ihr Kind und ihr Mann sterilisiert werden. Die völlig ratlose Frau bekam Schreikrämpfe und lief schluchzend auf die Straße und rief:

„Mein Kind ist nicht krank, es ist nur zurückgeblieben, weil ich dem Kind anstatt Milch nur schwarzen Kaffee geben konnte. Sie sollten uns besser zu essen geben, d. h. unseren Männern mehr Lohn, dann werden die Kinder ganz von selber kräftiger.“

Eine andere Mutter schrie dem Arzt ins Gesicht:

„Sie wollen wohl mein Kind dumm machen, wenn ihr es mit Gewalt sterilisiert, dann kann das Mädchen nicht mehr heiraten.“

Ein Mann erklärte: „Lieber hänge ich mich mit meiner ganzen Familie auf, als daß ich meine Kinder zu Idioten machen lasse.“

Als der Arzt ihm Zeugnisse von angeblich sterilisierten Menschen vorlegen wollte, antwortete er: „Das sind eben Zeugnisse von Idioten.“

Ein anderer Mann brach in Tränen aus und zitierte Bibelsprüche, um zu beweisen, daß er den finsteren Mächten der Hölle gegenüber stehe. Kein Tag vergeht ohne derartige Auftritte.

Die Eltern rebellieren

Bisher war man nur zögernd an die gesetzlich durch Adolf Hitler vorgeschriebene Sterilisierung herangegangen (die fast nur die Kinder der armen Volkskreise trifft) und als Erstes wurden fünf Waisenkinder, auf Antrag ihres Amtsvormundes, der Sterilisation zugeführt. Diese Verstümmlung der wehrlosen Kinder erregte die Bevölkerung so stark, daß der Stadtarzt über 100 Drohbriefe bekam, (ohne Absender), in denen er sogar mit dem Leben bedroht wurde. Insgesamt sollen in Halle nach den eigenen amtlichen Angaben 595 Kinder aus den Hilfsschulen als Erste zur Sterilisation gebracht werden, wovon vorige Woche 216 die Aufforderung hierzu erhalten haben, was in der ganzen Stadt eine ungeheure Panik hervorrief. Da bei den Nachforschungen über die Eltern und Großeltern dieser Kinder sehr viele Erwachsene als unter das Sterilisationsgesetz fallend ermittelt werden, ist diese Erregung in den ärmeren Volkskreisen um so begreiflicher.

Die Gesamtzahl aller in Halle zur Sterilisation kommenden Personen wird amtlich auf rund 1500 Menschen geschätzt. Im ganzen Reich rechnet man laut Angaben des Reichsfachschaftsleiters Paul Ruckau in Liegnitz mit rund 200 000 Sterilisationen. Die Kinder werden in erster Linie aus den Hilfsschulen entnommen. Nach Paragraf 3 des Gesetzes ist jeder Arzt verpflichtet, jeden ihm bekannt werdenden Fall dem Sterilisationsarzt zu melden, damit er das Verfahren gegen das wehrlose Opfer vornehmen kann. Sehr oft geben die Frauen an, daß Hitler mit 13 Jahren auch so krank gewesen sei, daß er ein volles Jahr keine Schule besuchen konnte, und daß auch Bismarck ein schlechter Schüler gewesen sei. Durchschnittlich werden mehr Knaben als Mädchen gemeldet, was wohl damit zusammenhängen dürfte, daß Knaben in den ersten Lebensjahren empfindlicher sind als Mädchen.

Erste Sterilisierungen der Kinder

Vorige Woche kam es infolge der großen Zahl der Gestellungsbefehle zu ganz erbitterten Zusammenstößen in Halle. Weinend habe eine Mutter für ihr Kind eine Erholungskur, mehr Milch und eine gesündere Wohnung beantragt, weil ihr Kind nur aus diesen Ursachen in der Entwicklung zurückgeblieben sei. Als man ihr das ablehnte und darauf bestand, daß das Kind sterilisiert werden müsse, geriet die Frau so in Wut, daß sie das Büro Dr. Schreibers zu demolieren versuchte. Nur mit dem Aufgebot des Ueberfallkommandos gelang, wieder Ruhe zu schaffen. Gellende Schreie ausstoßend, wurde die Unglückliche auf den Ueberfallwagen geschleift. Sie wird sicherlich schwer bestraft und ihr Kind doch sterilisiert werden. Die Frauen in dem Sprechzimmer nahmen laut schimpfend für diese Wütende Partei. Die Polizei und vor allem die Aerzte wurden auf das Gemeinste beschimpft. Unter anderm die Rufe: „Das macht man nur mit uns, weil wir früher links gestanden haben.“ usf. Sofort sammelten sich große Menschenmassen an und sie bekamen den Charakter einer kleinen Revolte, denn sofort wurde überall die höchste Alarmstufe angeordnet und es wurde nur auf Anraten der SS-Führung nichts gegen die Masse unternommen, weil man fürchtete, daß dieser erste Fall im Reich bekannt würde und ähnliche Zusammenrottungen auslösen könne. Viele Frauen riefen: „Weil wir im Krieg gehungert haben, deshalb kastriert man jetzt unsere Kinder und macht sie systematisch zu Idioten.“

Man befürchtet in den führenden Stellen, daß diese alles aufwühlenden Fragen spontan alle braunen Hemmungen hinwegfegen könnte und daß es zum offenen Aufstand kommen könne, der im Ernstfalle von beiden Seiten mit der größten Schärfe dann geführt würde, weil die Aufrührer wüßten, daß in diesem Fall ihr Leben verwirkt sei und deshalb schonungslos mit der größten Brutalität vorgehen würden.

Bis jetzt haben sich nur 8 Freiwillige zur Sterilisierung gemeldet, bei denen allerdings die Maßnahme berechtigt sein mag. Aber bei dem Großteil der Hilfsschüler handelt es sich um Kinder, die allein in die Schule gehen und meist nur infolge der elterlichen Notlage körperlich und damit auch geistig zurückgeblieben sind. Eine Mutter hängt an dem schwächlichen Kind noch bedeutend mehr, als an den Gesunden und es ist in den kommenden Monaten mit tief aufwühlenden kleinen Revolutionen von dieser Seite zu rechnen, denn dieser Eingriff Hitlers in das Familienglück zerstört in Millionen den Glauben an den „guten“ Hitler, man sieht ihn allgemein für einen Barbaren an.

Auch in Kottbus

Auch in Kottbus schoß ein bis jetzt noch unbekannter Mann auf einen Hausbesitzer in der Jägerstraße 21, weil er angeblich zwei Kinder dem Sterilisierungsarzt denunziert habe, als er mit deren Eltern in Streit geraten war. Es geht in Kottbus das Gerücht herum, die frühere Linke habe einen Streifdienst eingerichtet und würde nunmehr zum Widerstand übergehen.

NB.: Nach den Angaben eines Sachverständigen werden im Saargebiet rund 8—9000 Personen im Falle einer Rückgliederung in Frage kommen und zwangsweise zur Sterilisierung gebracht werden. Am 13. Januar haben es die Opfer in der Hand, sich durch Stimmen für Status quo der lautlosen Hinrichtung (so wird sie im Reich genannt) zu entziehen. Und jeder, der auch nur einen Funken von Menschlichkeit und Religion in sich trägt, muß nunmehr alles einsetzen, damit der braune Wahnsinn an der Saar nicht die gleichen Verbrechen ausüben kann wie im gelobten „dritten Reich“. Wer am 13. Januar 1935 für Hitler stimmt, hat diese 8000 Opfer mit auf dem Gewissen.

Amnestie mit Löchern

Etwa 20 Kommunisten wurden in Celle nachts in ihren Wohnungen zwangsgestellt und in Untersuchungshaft genommen. Die Verhafteten werden beschuldigt, staatsfeindliche Umtriebe begangen zu haben. Es handelt sich bei ihnen um Personen, die erst kürzlich auf Grund der Amnestie aus dem Konzentrationslager entlassen worden waren.

Hitlers Großmut

h. b. Anfang Juli hatte die 26 Jahre alte Selma Biernat aus Braunschweig einer Naziklatschbase gegenüber die Ziele und das Verhalten Hitlers kritisiert. Sie war dafür zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Der Staatsanwalt gab sich damit nicht zufrieden. Er legte Berufung ein. Nunmehr wurde die bisher unbescholtene Frau zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt betonte, daß von einer Anwendung der Amnestie gar keine Rede sein könne.

Trauergefolge

Der Antichrist

„Der Antichrist". — Von Josef Roth. Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

Josef Roth lebt in der Emigration. Er gehörte sofort zu denen, die durch neue Leistung einem ungewissen geistigen Schicksal zu entgehen wußten. Jeder neue Tag in der Fremde galt der Auseinandersetzung mit dem Vergangenen und mit dem Kommenden, im Roman, im Essay, im Pamphlet. Nun legt er uns dieses umfassende Werk vor. Hingerissen von der Großartigkeit seiner Schau und der Kraft der Sprache liest man es in einem Zuge.

Wer ist der Antichrist?

Josef Roth sieht ihn überall dort, wo der Mensch zum Menschen in ein unmenschliches Verhältnis geraten ist. Der Antichrist wuchert überall auf dieser Erde, das mißratene Ungeheuer der Zivilisation, mit der sich das Menschengeschlecht seine eigene Peitsche gewunden hat. Hören wir einige Sätze von Josef Roth selber:

„Ich habe aber den Antichrist erkannt, ich durchschaue ihn, wenn er im Osten dieses untergehenden Kontinents die Arbeiter zu befreien verheißt und die Arbeit zu adeln, wenn er im Westen die Freiheit der Kultur zu verteidigen spricht und die falschen Fahnen der Humanität über den Dächern der Gefängnisse hißt. Wenn er in der europäischen Mitte (das heißt zwischen Osten und Westen) einem Volk Segen und Wohlfahrt verheißt und den Krieg vorbereitet, in dem es untergehen soll, wenn er das insularische Volk Europas, die Engländer, die Matrosen des alten Kontinents, zur Gleichgültigkeit überredet gegenüber all dem, was auf dem Festland noch vorgehen kann — wie man die seefahrenden Matrosen, die Söhne des Festlandes, überreden kann, sich nicht mehr um das Schicksal der Häuser zu kümmern, in denen sie geboren wurden, wenn er den Söhnen der europäischen Berge, den Schweizern, und den harmlos rührenden Kindern der Küste, den Holländern, Segen und Gewinn verspricht, sobald die andern sich zu töten beginnen, wenn er Gelbe gegen Weiße, Schwarze gegen Gelbe und Weiße ausspielt, wenn er den Italienern die Macht des alten Roms zusagt und den heutigen Griechen den Glanz des alten Hellas. Ja, selbst wenn er, der Fürst der Hölle, den Vatikan besucht und ihm Konkordate diktiert . . . erkenne ich ihn, den Antichrist.

Und, obwohl seine Macht weit größer ist, als die meine, fürchte ich ihn nicht — und will versuchen, ihn zu entlarven."

Es wäre ungerecht gegenüber Josef Roth, wenn man sagte, daß dies eine besonders kennzeichnende Stelle aus seinem 248 Seiten umfassenden Buches sei. Es funkelt und blitzt nahezu auf jeder Seite das Wissen um die mißbrauchte Wahrheit und die geschändete Gerechtigkeit. Wir erleben mit ihm die „entweihten Wunder" dieser Tage auf seiner Wanderung im Auftrage des „Herrn über die tausend Zungen."

So nennt Josef Roth den allmächtigen Zeitungskonzern, der ihn aussandte, um die Welt zu schauen. Er kommt nach Hollywood, nach „Hölle-Wut", er durchschaut die Wolkenkratzer in der Siebenmillionenstadt der Schatten. Ueber der Erde, unter der Erde, auf den Dächern der Kirche, auf denen der Antichrist das Kreuz verbiegt, bis es zum Antikreuz geworden ist: man bleibt gebannt auf der Spur der Apokalypse.

Ein unpolitisches Buch, aber von Politik gespannt bis zum Bersten! Josef Roth, der zuletzt vom Chef der „tausend Zungen" entlassen wird, geht weiter als Wanderer durch das Menschenall. Auf seinem Abschiedsdekret steht:

„Ich entlasse Sie mit heutigem Datum aus meinen Diensten.

Sie sind eine widerspenstige Zunge. Ich habe bereits eine neue und billige gefunden. Meine Zeit, unsere Zeit ist angebrochen. Ich brauche nicht mehr höflich mit Ihnen umzugehen. Und ich schließe mit der Wahrheit: Heil das Antikreuz."

Warum ist „unsere Zeit" angebrochen? Weil das Volk im Herzen des Kontinents nicht mehr allein das Goldene Kalb anbetet, sondern noch den „Eisernen Gott".

Wanderer Josef Roth kommt zu den Frommen, zu den Gerechten, zu den Gottesleugnern, zu den Reichen, zu den Armen, zu den Juden und Judenhassern. Er hört ihre hohlen Worte und ihre halben Bekenntnisse, denn überall ist der Hauch des Antichrist, bis zum bitteren Ende, wo sich der Segen der Erde, Kali, Naphta, Gift, zur Vernichtung verständigt hat.

*

Ein Mythos? Wir wollen dieses Wort nicht mißbrauchen. Joseph Roth kann mit Recht einwenden, daß auch hinter ihm schon der Antichrist lauere, der mit falscher Zunge die Menschen verwirrt. Es ist, kurz und schlicht, einfach ein großartiges und aufrüttelndes Buch, geschrieben in Auflehnung wider das Menschenreich und in Sehnsucht nach dem unverwirklichten Gotte.

Gäbe es den Thron des Heiligen Vaters: Josef Roth würde vor ihm ein bitteres und zugleich gnädiges Lächeln empfangen.

Die Karriere eines deutschen Hochschullehrers

Dr. Arnold Ruge

Die Unterwürfigkeit deutscher Universitätsprofessoren entkeimt nicht bloß der Angst um Erwerb und Karriere, nicht allein der Unfähigkeit, zwischen Loyalität und Devotion die Taktschranke zu errichten. Viele haben allen Anlaß, Hitler dankbar zu sein, weil sie ohne sein Regime und die Protektion der Partei niemals akademische Lehrer geworden wären.

Im braunen System ist auch der lange verschollene Dr. Arnold Ruge wieder aufgetaucht. Er hatte sich vor dem Kriege als Privatdozent der Philosophie an der Heidelberger Universität habilitiert. Es sah so aus, als ob er rasch Karriere machen würde. Der berühmte Philosoph und Historiker der Philosophie Wilhelm Windelband protegierte ihn. Ruge enttäuschte wissenschaftlich. Die herkömmlichen Vorlesungen, die herkömmlichen Seminarübungen, keine philosophische Publikation von Bedeutung. Dann machte er einen Seitensprung in die Politik und kam nicht mehr los von ihr. Er hatte die Kosten für Studium, Doktorprüfung und die fast einkunftslose Privatdozentenzeit nur mit Hilfe jüdischer Mäcenaten aufbringen können. Nun dankte er mit einer ungewöhnlich heftigen Kampfschrift gegen Antisemitismus auf deutschen Universitäten. Dann wandte er sich wieder ausschließlich der Philosophie zu, blieb aber ein Dozent von Durchschnittsmaß, im Gleise des üblichen Universitätsbetriebes.

Trotzdem wollte er rasch Professor werden. Eine Vakanz trat ein. Windelband empfahl ihn, die philosophische Fakultät lehnte ihn aber wegen mangelnder Qualifikation ab. Ein jüdischer Kollege wurde ihm vorgezogen. Auf einmal wurde er ein polternder Antisemit. Er beschuldigte die Professoren Max Weber, Alfred Weber und Gothein, seine Graduierung auf Geheiß des Besitzers der „Frankfurter Zeitung" hintertrieben zu haben. Im Disziplinarverfahren konnte er seine Vermutung durch keine irgendwie glaubhafte Angabe erhärten, mußte er kläglich Abbitte leisten und kam mit einer Rüge davon. Darauf wurde er antisemitisch noch rabiater. Er schimpfte bald auf Ludwig Frank, bald auf seinen erfolgreichen Rivalen, bald auf das gesamte Judentum.

Im Krieg blieb er jahrelang reklamiert. Dann hielt er bis zum Schlusse in der Heimat Aufklärungsvorträge. Nach der Revolution wurde er das Mundstück des akademischen Radauantisemitismus in Heidelberg. Als es zu schlimm wurde, warnte ihn der Senat. Ruge tobte noch mehr, verleumdete noch unbedenklicher. Der gesamte Lehrkörper der philosophischen Fakultät, selbst der Historiker Wolfgang Windelband, Sohn seines Freundes Wilhelm Windelband, verlangte Ruges Demission. Zuerst hatte sich die deutschnationale Partei des badischen Landtags seiner angenommen. Dann ließ auch sie ihn fallen. Ruge wurde die Dozentur genommen.

Von da an ging er politische Abenteurerwege. Er gründete den „Blücherbund" und zog mit einer Gruppe beruflich gestrandeter Jünglinge nach Oberschlesien. Dort hat er, als „Geheimrat Berger" amtierend, eine Reihe von Fememorden veranlaßt. Auf sein Kommando wurden auch zwei deutsche Mädchen erschossen, die in den Verdacht des Verrates zugunsten Polens geraten waren. Der Staatsanwalt in Breslau erließ gegen Ruge Steckbrief. Er floh nach München, das unter Kahr, Pöhner, Frick und Roth das Asyl aller Mörder aus dem reaktionären Freikorps war. Der Fememord-Betrieb wurde nun erst in Bayern so recht heimisch. Wo später der parlamentarische Untersuchungsausschuß Fememordaktionen nachprüfte, da konnte er immer die Initiative oder die Billigung des „Geheimrats Berger" alias Arnold Ruge feststellen. Gefaßt wurde er nur einmal. Als er den Studenten Zwengauer zum Mord am Studenten Bauer anstiftete, schickte ihn das Volksgericht auf ein Jahr ins Gefängnis. In der Politik wirkte er hinterher nicht mehr mit.

Nach dem Hitlerputsch wollte er wieder Dozent werden. Die Universität München lehnte ab. Alle Universitäten lehnten seine Gesuche ab. Daß dieses Subjekt ihnen moralisch zu unsauber war, darf man annehmen, ganz sicher ist das bei allen nicht einmal. Sie werden sich wohl aber auch gefragt haben, was denn Ruge in der langen Zeit seines politischen Abenteurertums wissenschaftlich geleistet habe. Darauf hätte er wahrheitsgetreu nur antworten können, daß er den deutschen Sprachschatz mit der Bezeichnung „umlegen" bereichert habe. In Wahrheit, diesem Wort hat Ruge erstmals die symbolische Bedeutung für Mord verliehen gegeben!

Es kam das Hitlerregime und mit ihm die Zeit, in der man höchsten Ortes nach wissenschaftlichen Leistungen wenig fragte. Ruges Stunde war da. Er wurde außerordentlicher Professor an der Universität Jena. Vor ein paar Wochen hat er die Berufung nach Rostock zum Ordinarius erhalten. Ruge liest jetzt auch — über Pädagogik. Er ist der berufene Mann dafür. Die akademische Jugend von heute wird erzogen an seinen Heldenleistungen in Oberschlesien, an seinen Verhetzungen, die immer einer Reihe schuldloser Menschen das Leben kosteten!

Ruge und das „dritte Reich" — sie passen zu einander!

Eine Bombe tickt

„. . . Eine Inszenierung muß es sein, die hinwegsprengt die grünen Matten mit Herdenglocken und schweizerisch-breitem Behagen, und ausbrennt den lächelnden See der Idylle . . . ein Volk steht auf aus einer bleifarbenen Sonnenfinsternis der Tyrannis. Druck gegen Druck und Ruck gegen Ruck . . . Es ist, als ob man das Ticken einer Bombe hört . . . Schillers vornehmstes dramatisches Mittel ist das Wort, aber das Wort aus heißem Atem, mit Schrappnellbrennzünder und Einschlag ohne Verzögerung." Günter Nauhardt über „Grundsätzliches zur Tell-Inszenierung im Theater" der Jugend, im Organ der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger". „Der neue Weg".

Höllenmaschinen, Schrappnellbrennzünder — die Gedanken des braunen Rezensenten haben sich aus der Schweiz nach Oesterreich verirrt!

Zeitbild

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!"
Goethe.

Ein Flüstern, Tuscheln! — Dann ein spitzer Schrei
Der Qual durch meterdicke Wände!
Im Dunkel zittern angstvoll bleiche Hände.
„Mein Gott, jetzt schlagen sie den Hans zu Brei!"

Der Pestgestank von vollen Notdurftkübeln
Legt sich wie eine Klammer um die Brust.
Die Wunden eitern — „Es ist eine Lust!"
Gespenster liegen auf dem Stroh und grübeln.

Der Haß wühlt in verwüsteten Gesichtern,
Und „Rache" schreits aus dem zerschlagenen Leib
Des Mannes, der sich ängstigt um sein Weib,
Des Weibes, das vergebens ruft nach Richtern.

Die Seelen aber sind schon längst vernichtet.
Wohl keiner weiß mehr, was er einstmals war.
Nur Schmerzen, Hunger, Ekel sind noch wahr,
Und turmhoch werden Flüche aufgeschichtet.

Betrunkne Hunde rülpsen auf dem Gang
Und grüßen sich mit wüsten Schweinereien;
Befriedigt von den letzten Quälereien,
Sind sie schon lüstern auf den nächsten Fang.

Die Börsen spielen, die Geschäfte rollen
In Rom, in London, auf der ganzen Welt.
Man ist bekümmert, weil Kredit und Geld
Nicht mehr so fließen, wie sie fließen sollen.

Die Zeitung liest man dennoch mit Behagen
Und freut sich, wenn es was zum Gruseln gibt,
Weil man doch insgeheim das Gruseln liebt!
Fast jeder sagt: „Was soll man dazu sagen?"

Gewiß, Herr Hitler ist die Kriegsgefahr,
Doch das Geschäft kann höchstens besser werden.
Einmischung? Sowas gibts nicht mehr auf Erden,
Denn edler wird der Mensch von Jahr zu Jahr!

Horatio.

Münchner Abenteuer

Schon seit zehn Jahren fährt Herr C. aus Saarbrücken ins Reich: er reist in Stahl, dem Erzeugnis seiner Firma. Schon seit zehn Jahren besucht er in jedem Herbst die Münchener Firma U. & Co. Sie ist, wie man so sagt, sein Geschäftsfreund.

Als er vor drei Wochen seinen fälligen Besuch machte, wurde er nicht mit dem landesüblichen „Grüß Gott" empfangen, sondern mit einem donnernden „Heil Hitler". Was nicht hinderte, daß er in den nächsten zehn Minuten einen guten Auftrag erhielt.

Nach jenen zehn Minuten kam aber in das Zimmer des Chefs, mit dem Herr C. abgeschlossen hatte, der Prokurist der Münchener Firma. Auch er donnerte sein „Heil Hitler", auf das der Saarländer mit „Guten Tag" antwortete. Der Prokurist riß die Haken zusammen und brüllte ihn an, er habe den Führer selbst beleidigt, wenn er den deutschen Gruß verweigere, er gehöre an die Wand gestellt oder gar ungespitzt in den Erdboden gestoßen, er solle nur bis 1935 warten.

Der Chef fiel seinem Prokuristen ins Wort, stellte fest, Herr C. gehöre zuvor drei Stunden lang mit einer Handgranate geohrfeigt und von Juden solle man eben nicht kaufen, der erwachte Rassegedanke habe ganz recht und jetzt sei es ihm eh' zu dumm.

In höchster Erregung verließ der Prokurist das Zimmer. Der Chef aber griff in seine Westentasche, wo zwei Havanna steckten, und bot die eine davon dem erschütterten Herrn C. an: „Damit's sich erhol'n, aber mir bleibt ja garnix anders übrig, der Prokurist, der spinnate Teifi, ist Ohmann von „Kraft durch Freude", so a Nazi, und da kannst halt nix machen. Aber ich, ich schätze Sie, grad weil Sie a Jud sind."

Mit kräftigem Händedruck verabschiedete er sich von Herrn C., der nachdenklich den langen Gang vom Privatkontor wegmarschierte. Bis sich plötzlich eine Tür öffnete, der Prokurist nervös aus ihr herausflitzte und den zum zweitenmal erschrockenen Herrn C. in sein Büro zog. Dort griff er in seine Westentasche, wo zwei Manila steckten, und schob die eine davon dem immer erschütterteren Herrn C. in die Mappe: „Nix für ungut, mei Liaber, aber was will i denn machen; mei Chef, der verrückte Uhu, ist der Ohmann der NS. Hago. Der ist braun bis in die Knochen, da legst Di nieda. Aber ich, ich bin ganz normal, ich habe Respekt vor Ihnen, grad weil Sie a Jud sind."

Seitdem Herr C. in München noch verschiedene andere Firmen besucht hat, ist er ein starker Zigarrenraucher geworden.

All dieses brachte die Partei

Deutschland in der Welt geächtet,
Nullen an den höchsten Stellen,
Sklavenseelen, stumm, entrechtet,
Argwohn, Haß und Mordgesellen,
Pestgestank und Prahlerei:
All' dies brächt' Dir die Partei!

Lux.

Wo steckt ein Jude?

Die „Deutsche Bühnenkorrespondenz" (das Nachrichtenblatt der Nationalsozialistischen Kulturgemeinde, Abteilung Theater) wendet sich in einem Aufruf „An die Theaterdirektoren!" dagegen, daß die Spielpläne von Theatern noch immer mit einer großen Zahl von Werken durchsetzt seien, „deren Autoren, Komponisten oder Librettisten entweder selbst Juden oder jüdisch versippt sind". Der Aufruf schließt mit dem Satz: „Wir begnügten uns bisher noch damit, die Stücke, an denen Juden mitgearbeitet haben, aus den Veröffentlichungen der Spielpläne von uns aus zu streichen — **allerdings in der stillen Hoffnung, daß die Theaterdirektoren auch bald etwas davon merken."**

Völker in Sturmzeiten

Im Spiegel der Erinnerung - im Geiste des Sehers

Die Gefangenen auf der Plassenburg

Von Jakob Wassermann

Diese Novelle ist eines der Hauptstücke in Wassermanns bedeutender Rahmenerzählung „Der goldene Spiegel".

1. Fortsetzung

Peter Mariß zeichnete sich vorzüglich durch seine Eloquenz aus, die etwas Blutdürstiges und Henkermäßiges hatte; ob er jedoch nicht ein wenig feig war, ein Prahler wie viele korpulente und rotbackige Menschen, das will ich unentschieden lassen. Auch den Nimbus eines Dichters hatte er sich ziemlich wohlfeil verschafft, indem er bei jeder Gelegenheit von seinen himmelstürmenden Entwürfen sprach, diejenigen, die mitunter etwas Fertiges sehen wollten, als elende Philister brandmarkte, und alles, was die Gleichstrebenden hervorbrachten, entweder mit kritischem Hohn verfolgte oder durch den Hinweis auf unerreichbare Vorbilder verkleinerte.

Und wie es oft geht, daß ein Stiller und Berufener, der an sich zweifelt, einem Hansdampf, der von sich überzeugt ist, unbegrenzte Freundschaft entgegenbringt, war es auch mit Alexander von Lobsien der Fall. Er erblickte in Peter Mariß die Vollendung dessen, was er, sich selbst beargwöhnend, nicht erreichen zu können fürchtete. In seiner Rockbrust stak ein Manuskript; es waren Lieder und Gedichte, in denen mit jugendlichem Feuer die Revolution besungen wurde. Er hatte mit seinem Gefährten noch nie davon gesprochen und hielt die Poesien ängstlich verborgen, obwohl er innig wünschte, daß Peter Mariß sie kennen möchte. Aber ihm bangte vor der Mißbilligung des Freundes, dessen Urteil und unerbittliche Strenge seinen Ehrgeiz entflammten und ihm mehr bedeuteten als der Beifall der ganzen übrigen Welt.

Die wohlgehaltene Straße, auf der sie wanderten, bot ihnen bei jeder Wendung einen neuen Ausblick auf das in schönen Spätnachmittagsfarben glänzende Land, und von einer hügeligen Erhebung über dem Main gewarten sie in der nördlichen Ferne die Plassenburg und die Türme von Kulmbach. Versonnen schaute Alexander hinüber und sagte: „Ueberall da wohnen Menschen, und wir wissen nichts von ihnen." — „Das ist richtig," antwortete Peter Mariß; „alles das ist Botokudenland für uns. Und warum wissen wir nichts von ihnen? Weil wir vom Leben überhaupt zu wenig wissen. Ha, ich möchte mich einmal hineinstürzen, so ganz zum Ertrinken tief hineinstürzen, und wenn ich dann wieder auftauchte, wollt' ich Dinge machen, Dinge, sag' ich dir, daß der alte Goethe mit seinem Faust alle Viere von sich strecken müßte. Gerade dir, mein lieber Alexander, würd' ich so eine Schwimmtour kräftigst anraten. Du verspinnst und verwebst dich in dir selber, das ist gefährlich, du läßt dich von deinen Träumen betrügen, das Leben fehlt dir, das echte, rasende, rüttelnde Leben."

Alexander, von diesem Vorwurf schmerzlich getroffen, senkte den Kopf. „Was weißt du vom Volk?" fuhr Peter Mariß begeistert fort. „Was weißt du von den Millionen, die da unten in der Finsternis sich krümmen, während du an deinem Schreibtisch sitzest und den Federkiel kaust? Du wohnst bei den Schatten, sieh dich nur vor, daß du die Sonne nicht verschläfst. Wie es rund um mich nach Mark und Blut riecht, wie ich das Menschheitsfieber spüre, wie mich verlangt, die Fäuste in den gärenden Teig zu stemmen! Ei, Freund, das wird eine Lust werden, wenn ich von England aus die Peitsche über die dummen deutschen Köpfe sausen lasse! Erleben will ichs, das Ungetüm von Welt, erleben!"

„Erleben? Ist nicht jede Stunde ein Erleben von besonderer Art?" erwiderte Alexander zaghaft: „alles, was das Auge hält, der Gedanke berührt, Sehnsucht und Liebe, Wolke und Wind, Bild und Gesicht, ist das n i c h t Erleben? Aber du magst recht haben, ich bin wie der Zuschauer im Zirkus, und auch mich drängt es, den wilden Renner selbst zu reiten. Schlimm, wenn ein Poet in der Luft hängt, ein Schmuckstück bloß für die tätige Nation und sein Geschaffenes zur schönen Figur erstarrt. Ja, du hast Recht und aber Recht, Peter, es ist ein trübseliges Schleichen um den Brei, seit langem spür ichs, und mich ziehts hinunter zu den Dunklen und Unbekannten, nicht um zu schauen, genug ist geschaut, genug gedacht. Mit ihnen möcht ich sein, umstrickt von ihnen, verloren in ihnen."

„Es läßt sich nicht zwingen, mein Lieber," entgegnete Mariß mit der Fertigkeit dessen, dem Widerspruch Gesetz ist. „Wenn es dein Fatum ist, geschiehts. Doch es ist dein Fatum nicht. Deine Natur ruht auf der Kontemplation. Unverwandelt mußt du bleiben, und wenn die Tyrannen Hackfleisch aus ihren Völkern machen, du hast ewig nur deine Feder gegen sie, und nicht das Schwert." — „Und du?" fragte Alexander. — „Ich? Ja, bei mir, siehst du, ist es doch ein wenig anders. Ich, wie soll ich dir das sagen, ich hab' die Epoche in meinen Adern, ich platze vor Gegenwart. Da wälz' ich seit Monaten einen Stoff in mir herum. Mensch! wenn ich dir den erzähle, da kniest du einfach."

Und Peter Mariß entwickelte in derselben hochtrabenden Suada seinen Stoff. Es handelte sich um einen hamletisch gestimmter Fürstensohn, der, mit seinem Herzen ganz beim Volk, zähneknirschend, doch tatenlos, Zeuge der Bedrückung eines despotischen Regiments ist. Während eines noch zu erfindenden Vorgangs voll Ungerechtigkeit und Felonie kommt es wie ein Rausch über ihn, er tötet den Vater, reißt die Gewalt an sich und verkündet seinen Untertanen die Menschenrechte. Bald zeigt es sich, daß er zu schwach ist, um die Folgen seiner Handlungen zu ertragen, ein jedes Gute, das er schafft, schlägt ihm zum Verderben aus, er vermag die Kräfte nicht zu bändigen, die er entfesselt hat und am Ende töten ihn die, denen er die Luft zum Atmen erst gegeben.

„Was denkst du darüber?" triumphierte Peter Mariß: „das ist ein Stöffchen, wie es nicht bei jedem Literaturkrämer zu haben ist." Alexander fand das Motiv sehr bedeutend; aber er wagte den Einwand, daß der Vatermord keineswegs notwendig sei, im Gegenteil, der alte König müsse zum Mitspieler bei der Niederlage des Sohnes werden. Peter Mariß war außer sich; er raufte sich die Haare; er erklärte dies für die größte Tölpelei, die ihm überhaupt je ins Gesicht hinein gesagt worden sei. Nichtsdestoweniger blieb der sanfte Alexander bei seiner Meinung, und streitend rückten sie in Kulmbach ein. Ihr Reisegepäck befand sich schon in der Torhalle des Kronengasthofs, der starkbeleibte Wirt begrüßte sie mit einem Mißtrauen, das den bei Dunkelheit eintreffenden Fußgängern nicht erspart bleiben konnte. Sein Mondgesicht erhellte sich rasch, als sie sich Eigentümer der beiden Koffer nannten, besonders da auf dem Deckel des einen der Adelscharakter seines Besitzers angedeutet war. Er wies ihnen die besten Zimmer an und führte die Hungrigen hierauf in ein Honoratiorenstübchen, das neben dem allgemeinen Gastraum lag. Peter Mariß hatte sich nach frischen Zeitungen erkundigt, der Wirt hatte mit respektvollem Witz erwidert, er könne nur mit frischem Bier dienen, echtem und berühmtem Kulmbacher. Ohne eine Kraftprobe ließ es aber Peter Mariß keinen Frieden, und mit Fanfarenstimme schmetterte er durch die offene Tür ins Gastzimmer: „Bei der Kronen will ich nicht wohnen, nur im Freiheitsschein kredenzt mir den deutschen Wein!" worüber ein paar ehrsame Beamte, die dort zum Abendschoppen versammelt saßen, ein heftiger Schreck erfaßte, denn bis jetzt war ihre Stadt von allem Aufrührertum verschont geblieben. Flüsternd steckten sie die Köpfe gegeneinander.

Eine Weile unterhielten sich die beiden Freunde ruhig, jedoch beim Käse schlug Peter Mariß ungestüm auf den Tisch und rief: „Ich kann mir nicht helfen, Alexander, aber es wurmt mich, daß dir mein Plan nicht besser einleuchtet. Wenn der Alte, der ein Tyrann vom reinsten Wasser ist, nicht umgebracht wird, ist der Zusammenbruch des Prinzen nicht erhaben genug. Wozu das ganze Brimborium, wenn alles ausgehn soll wie das Hornberger Schießen? Eine Revolution muß mit Fürstenblut begossen werden, sonst ist kein wahrer Ernst dahinter."

„Tu mit dem König, was du willst," entgegnete Alexander maßvoll, „aber daß ihn der eigene Sohn töten soll, das wird den Prinzen in den Augen des Volks nicht ins beste Licht setzen, fürchte ich."

„Das ist eine Tat, damit rechtfertigt er sich und dadurch wird er schuldig," schrie Peter Mariß. „Gerade er muß ihn ermorden; wie könnte ich besser die Sklaverei veranschaulichen, unter der das Land keucht? Kann deine empfindsame Seele nicht begreifen, was für eine grandiose Katastrophe das gibt?"

Draußen in der Gaststube war es totenstill geworden. Der Lehrer, der Apotheker, der Schrannen-Inspektor, der Kreisphysikus, sie schauten verstört vor sich hin, der Busen zitterte ihnen unter der Hemdbrust, sie wagten nicht mehr, von ihrem Glas zu nippen. Der entsetzt lauschende Wirt machte mit den Armen flinke beschwichtigende Gesten gegen die heimische Kundschaft und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer. Ein paar Häuser entfernt war die Polizeiwache, und es dauerte gar nicht lange, so erschienen drei raupenhelmgeschmückte, bis an die Zähne bewaffnete Stadtsergeanten und begaben sich im Gänsemarsch in das Stübchen, wo die beiden Poeten noch immer um das Schicksal einer erdichteten Person rauften. Auch die Bürger und der Wirt drängten sich neugierig und angstschlotternd gegen die Schwelle. Das Donnerwort: Verhaftet im Namen des Königs! brachte eine verschiedene Wirkung auf die Ahnungslosen hervor. Alexander lächelte. Peter Mariß zeigte gebieterischen Unwillen, fragte nach Sinn und Grund, pochte auf die ordnungsgemäß visierten Pässe. Der Hinweis auf den mit seinem Kumpan geführten, von Mord und Aufruhr qualmenden Disput fand ihn von humoristischer Ueberlegenheit weit entfernt. Er tobte und unterließ nichts, um die guten Leute in ihrem Argwohn zu befestigen. Endlich fielen die drei Gesetzesgewaltigen über ihn her und legten ihm Handschellen an.

Jetzt hörte Alexander zu lächeln auf. Was er für Scherz und Mißverständnis gehalten, sah er ins Schlimme sich wenden. Sein bescheidenes Zureden, erst dem Freund, dann der Obrigkeit, fruchtete nicht. „Wir haben über eine Dichtung beraten," sagte er höflich zu dem Apotheker, der sich am eifrigsten als Hüter des Vaterlands gebärdete. „Nichts da, solche Vögel verstehen wir schon festzuhalten," war die grobe Antwort. Er ergab sich, überzeugt, daß die Folge alles aufklären würde. Eine Anzahl Menschen füllte nun das Wirtshaus; Rede und Widerrede flossen leidenschaftlich. Auf der Straße verbreitete sich das Gerücht, man habe zwei Königsmörder gefangen. Das Echo aufwühlender Ereignisse war auch zu dieser stillen Insel gelangt, Nachrichten von Fürstenabdankung, Bürgerschlachten und Soldatenmeutereien; so wurde man also, abends vor dem Schlafengehen, in den Wirbelsturm gerissen und was Beine hatte, lief herzu.

Peter Mariß knirschte in seinen wilden Bart, auf dem mädchenhaften Glattgesicht Alexanders zeigten sich Betrübnis und Verwunderung. Der Gang zum Polizeihaus war der schaudernd-gaffenden Menge ein willkommenes Spektakel. Ein leidlich humaner Aktuar, den man aus dem Hirschengasthof geholt hatte, und der ein wenig angenebelt war, führte das erste Verhör. Er schien nicht übel Lust zu haben, die beiden Leute für harmlos zu erklären; da traten zwei gewichtige Magistratspersonen auf, die der Meinung waren, daß eine Haft im Polizeigefängnis, das in voriger Woche zur Hälfte abgebrannt war, ungenügende Sicherheit gebe sowohl gegen die Mordbuben, wie sie sich ausdrückten, als auch gegen den Ansturm des entrüsteten Volkes. Peter Mariß rief ihnen mit einem gellenden Demagogen-Gelächter zu: „Nur frisch drauf los! Schließlich wird man auch in Krähwinkel Genugtuung finden für die Niedertracht und Dummheit einer verrotteten Beamtenwirtschaft." Das war zu viel. Der Aktuar wiegte sein Köpflein; mit Hmhm und Soso und Eiei bekehrte er sich zu der Ansicht, daß man derart gesinnte Individuen doch auf der Plassenburg internieren müsse, bis man der Regierung den Sachverhalt dargelegt und Befehle eingefordert habe.

Eine Leibesdurchsuchung endete mit der Konfiskation eines Revolvers aus der Tasche von Peter Mariß. Alexander war froh, daß man sein dünnes Manuskriptheftchen, das er im Innenfutter des Gilets trug, nicht entdeckt hatte und daß man mit der willigen Ablieferung seines Kofferschlüssels zufrieden war. Allerdings beunruhigte ihn der Gedanke, daß unter seinen und des Freundes Habseligkeiten sich mancherlei Druckschriften befanden, die nicht dazu dienen konnten, ihre verdrießliche Lage rasch zu bessern.

Der Transport auf die zum funkelnden Himmel getürmte, umwaldete Burg glich einem Volksfest. Peter Mariß schimpfte und fluchte unablässig, aber als sie beim Schein eines Oellämpchens vor dem aktenbeladenen Tisch des Wachoffiziers standen, entschloß er sich, durch Beredsamkeit ein Letztes zu versuchen. Es fing an wie eine Rhapsodie und endete wie ein Pater peccavi. Alles war umsonst; der kümmerliche und verschlafene Herr hatte keine Ohren für einen Burschen mit Handschellen. „Zimmer Numero sechzig." Das war die einzige Antwort.

Also wenigstens ein Zimmer und keine Zelle; wenigstens zu zweien und nicht allein. Peter Mariß wurde seiner Fessel entledigt. Der Wärter sagte ihnen, daß das Gebot des Schweigens, das hier waltete, für sie nicht gültig sei, da sie noch nicht Verurteilte waren, doch müßten sie sich hüten, einen der Gefangenen anzusprechen. So erfuhren sie zum erstenmal von diesem sonderbaren Umstand, und beiden lief ein gelindes Zagen über die Haut. Durch hallende Korridore, an eisernen Türen vorbei kamen sie in den Raum, der für ihre Haft bestimmt war: vier nackte Wände, zwei Pritschen und ein vergittertes Fenster. Der Schlüsselträger, selbst zur Gewohnheit des Schweigens verpflichtet, deutete auf den Wasserkrug, dann schnappte das Schloß und sie waren im Finstern. „Ach was," seufzte Alexander, „eine Nacht ist kurz." — „Jawohl, wenn sie vorüber ist," brummte Peter Mariß, der etwas kleinlaut zu werden begann. — „Na, findest du noch immer, daß dein alter König umgebracht werden muß?" stichelte Alexander mit einem scherzhaften Ton, der echt klang. — „Laß mich in Frieden," wetterte der Dramatiker, „verdammter Einfall, verdammtes Land." — „Nur ruhig Blut," mahnte Alexander aus der Dunkelheit; „sollte das, was uns passiert ist, nicht auch zu dem großen Leben gehören, das du mir so gepriesen hast?" — „Mensch, ich glaube, du spottest meiner," rief Peter Mariß wütend. — „Mit nichten, Freund. Ich denke eben darüber nach, wer wohl die übrigen Schloßbewohner hier sein mögen, und von wem uns diese Mauern rechts und links scheiden."

(Fortsetzung folgt.)

Ein wenig helfen

Vom Sinn der Solidarität

Von Irma Bächli.

Die Nöte unserer Zeit bieten mancherlei Anlaß, Solidarität zu bekunden. Bald sind es Angehörige verschütteter Bergleute, die unsere Hilfe brauchen, bald sind es von Unwetterkatastrophen betroffene Opfer, ein anderes Mal handelt es sich um die Unterbringung von Flüchtlingen oder um die Verschickung von Arbeitslosenkinder.

Man müßte tatsächlich ein vielfacher Millionär sein, um all diesen Hilfsbedürftigen und Hilfesuchenden zu helfen. Wie verständlich ist es, wenn der einzelne resigniert den Kopf schüttelt: Was kann ich t u n, bei all dem Elend?

Und statt auch nur im kleinsten zu helfen, vertieft er sich in soziologische und philosophische Betrachtungen über die schädlichen Auswirkungen der kapitalistischen Gesellschaftsform.

Wo soll man auch anfangen? Was sind Hunderttausende bei dieser Unmenge unterstützungsbedürftiger Menschen?

Nichts! Nichts!

Es bleibt also nur die Hoffnung, daß einmal diese kapitalistische Wirtschaft abgelöst werde durch den Sozialismus.

Was kann i c h tun, so fragen andere. Und wenngleich wenige frei sind von Sorgen, wenn leise die Not auch an die eigene Türe pocht, hie und da ist doch noch etwas Geld übrig, ein wenig Essen, etwas Wäsche und Kleidung.

Meist sind es sogar die weniger bemittelten Genossen, die sogar ein Arbeitslosenkind oder einen Flüchtling bei sich aufnehmen. Fremdenzimmer und Chaiselongue haben sie allerdings nicht, aber mit ihrem Buben und ihrem Mädel schlafen sie zu dritt in zwei Betten und haben so noch ein Plätzchen frei, für einen, dem sie helfen wollen.

Und mit dem Essen teilen sie sich schon ein. Was schadet es, wenn die Ration des einzelnen etwas kleiner wird? Die Not rings umher ist so groß. Da will es ohnehin nicht recht schmecken, wenn man nicht ein ganz klein wenig auf seine Weise mithilft, das Elend etwas zu lindern.

Und schließlich kommt es nicht allein auf den geldlichen Wert einer Sache an. Ein freundliches Wort, ein warmer Händedruck ist bei der Art des Gebens wesentlich. Vom Ueberfluß zu schenken ist kein Kunststück. So teilen freudig und gern viele das wenige, das sie haben, um diesem oder jenem Genossen zu helfen. Sozialismus verpflichtet . . . .

Fühlen wir uns denn nicht alle miteinander verbunden? Von dieser Hilfsbereitschaft sollte man gar nicht reden. Es ist so selbstverständlich — — —

Zu gleicher Zeit ging irgendwo irgendwer langsamen gedrückten Schrittes die Treppe eines herrschaftlichen Hauses herunter. Es war ein Flüchtling, einer der vielen. Durch die hellerleuchteten Fenster drang der Lärm einer angeregten Unterhaltung. Er hatte bestimmt gehofft, Hilfe zu finden. Aber den Genossen tat es ungemein leid, daß der Besuch so ungelegen kam. Sie hätten, sagten sie, gern geholfen. Aber sie hatten schon zu Abend gegessen, das Fremdenzimmer war gerade nicht aufgeräumt und die Couch sei zum Schlafen ungeeignet. Außerdem wollten sie morgen in Ferien fahren — — —

Bismarck und die Hakenkreuzlappen

A. Ph. **Paris**, 27. Oktober.

(Von unserem Korrespondenten.)

Xavier de Hauteclocque beendet heute den ersten Teil seiner im „Gringoire" erscheinenden Reportage aus dem „dritten Reich" „Nationalismus oder Sozialismus? Hitler am Scheidewege".

Als ich aus Berchtesgaden, wo Hitler eine hübsche Villa besitzt, nach München zurückkehre, erfahre ich vom Tode des Feldmarschalls von Hindenburg. Dieses Ereignis, das im Ausland so gewaltigen Eindruck machte, berührt, wie mir scheint, die Bayern kaum.

„Er war über 80 Jahre alt! Seine Zeit war herum."

Nachdem der Direktor des Grand-Hotel, wo ich abstieg, diese kurze Leichenrede gehalten hatte, bittet er mich um vertrauliche Tips für die nächsten Rennen in Maisons-Lafitte. Und der Mann ist ein Reaktionär.

Dabei hat Hindenburg die „Reaktion" bis zum letzten Atemzug verteidigt. Die braune Doktrin war ihm zuwider. Er verachtete und haßte den, den man in seiner Umgebung den „Gefreiten" nannte, Hitler. Ich, der Ausländer, habe den Eindruck, daß mit diesem Greise ein Stück der alten Welt zusammenbricht.

Hitler wird Reichsführer. Er übernimmt die gesamte Gewalt. Wird nun jenes neue Zeitalter beginnen, das die nationalsozialistischen Propheten seit so langer Zeit ankündigen?

In der Tat, wo sind die Nationalsozialisten? Hitler hatte die Braunhemden vom 30. Juni bis zum 31. Juli beurlaubt. Es war ihnen verboten, politische Diskussionen zu führen, Versammlungen abzuhalten, ja sogar Uniform zu tragen. Eine Art moralisches Arrestlokal sollte wohl der Urlaub bedeuten.

Nun ist der „Urlaub" seit drei Tagen zu Ende gegangen. Wenn die alte Begeisterung der Umwälzung der letzten Wochen widerstanden wäre, dann hätte sich jeder sein erdfarbiges Hemd anziehen, seine großen Stiefel antun und sein Koppelzeug anlegen müssen. Nein! In München, dem Hitler-Mekka, trifft man sehr wenige SA.-Leute in Uniform. Für den aufmerksamen Beobachter hat diese Feststellung etwas stark Beunruhigendes. Wohin will dieses Volk? Mit Hindenburg hat man das Deutschland von gestern begraben. Man zeigt darüber kein Bedauern. Der Tod Joffres und Fochs hat auf die französischen Massen eine tiefere Wirkung gehabt.

Kann das deutsche Volk noch an das glauben, was dieses Deutschland von morgen sein sollte, die proletarische und antidemokratische SA.-Diktatur? Diese Lieblingsidee hat man kurz zuvor „erschossen". Aber ein Volk von 65 Millionen Menschen, das so reich, so kräftig, so zukunftsfroh ist, braucht eine Hoffnung, um sich daran zu klammern, einen Glauben um sich daran zu stärken.

Woran kann Deutschland nach dem 30. Juni glauben? Auf wen soll es sich verlassen? . . .

*

Man folge mir in das Erdgeschoß im Braunen Haus in München. Man stelle sich einen einfachen Bau aus Backsteinen in griechischem Stil vor, das weniger anspricht, aber größer ist als unser „Palais de la Legion d'honneur".*)

Auf beiden Seiten des Säulen-Eingangs trophäenähnlicher architektonischer Zierrat aus Bronze mit dem Hakenkreuz, überragt vom Reichsadler, soll an das Wahrzeichen der römischen Legionen erinnern. Keine Ehrenwache. Kein Posten. Keine Kontrolle. Ich trete mit einer kleinen Schar von Besuchern ein, klapprigen Männern, geschmacklos ausgeputzten Frauen, braven Leuten, die von sehr weit hergekommen sind, um einen Blick in das nationalsozialistische Allerheiligste zu tun. Man überschreitet eine Treppe von fünf Stufen, und man ist in der Halle. Der Augenblick, der sich einem bietet, ist aufregend:

Zur Linken, von einem Geländer eingesäumt, ein prachtvoller Fahnenwald: sämtliche Standarten der gesamten SA.-Formationen aus Deutschland, die man den SA.-Leuten weggenommen hat, um sie hier in einer Art Totenkammer für Fähnlein und Trugbilder aufzubahren.

Mitunter kommen einzelne dieser Fahnen ins Freie hinaus und können einige Stunden stolz im Winde flattern. Das geschieht an den großen offiziellen Prunkfesten, in Nürnberg zum Beispiel. Danach kommen die „beurlaubten" Fahnen wieder in ihr Museum, in ihr kaltes Gefängnis zurück.

Neugierig, etwas traurig, betrachtete ich dieses Spalier, das von roten Stoffen fröstelte, auf denen die Swastika ihren bleifarbigen Kreis in vier Felder teilte. Mehrere dieser Sinnbilder trugen Kampfspuren. Kommunistische Kugeln, Messerstiche. Vielleicht waren Menschen gestorben, während sie sie an ihre Brust drückten.

Wofür? Es ist nicht mehr viel wirklicher Sozialismus im Nationalsozialismus vorhanden. Den Nationalsozialismus, wie ihn Fichte und Treitschke verstanden, hat der Rassengedanke gewaltig verstümmelt.

Im Hintergrund der Halle des Braunen Hauses erhebt sich ein Standbild. Ein Bronze-Riese, der sich auf den Griff eines Riesenschwertes stützt. Bismarck in der Tracht eines Ritters aus dem Mittelalter schaut verächtlich auf die scharlachroten Lappen herab.

Er zeigt uns die endgültige Richtung der Hitlerbewegung. Nationalsozialismus? Unsinn! Katholizismus, Protestantismus, Heidentum? Lappalien!

Für die Männer, die diese fantastische Tragödie in-

Für die Männer, die diese fantastische Tragödie inszegibt es nur eine Religion: die Stärke. Nur ein Ideal: den Triumph. Nur ein Ziel: die Unterwerfung Europas, wenn nicht der ganzen Welt.

Wird Deutschland das erreichen? Wird es die Welt zulassen?

*) Arbeiten in gewaltigem Ausmaß werden seit zwei Jahren neben dem alten Braunen Haus ausgeführt. Man plant den Bau eines nationalsozialistischen Riesenschlosses mit 700 Meter Vorderfront. Bei meinem letzten Besuch schien es mir, als wenn die Arbeiten ein langsameres Tempo angenommen hätten. Geldmangel vielleicht. Kein Angehöriger des Arbeitsdienstes wird auf den Bauplätzen beschäftigt. Sollte man Angst vor Sabotage haben?

„Jawohl, ein Jude war es!"

Die täglichen Lügen aus Streichers Reich

Die „Fränkische Tageszeitung", Nürnberg, vom 21. Oktober, berichtet über eine Rede des Gauleiters Julius Streicher, wie kurz vorher in Gunzenhausen, die Behauptung aufstellte, daß das österreichische Thronfolgerpaar im Somer 1914 durch die „Kugel des Juden Prinzip" gefallen sei, und hinzufügte: „Jawohl, ein Jude war es, der das Herzogpaar erschoß, und dann flammte Europa auf und es kam zu viereinhalb Jahren Weltkrieg, der uns zwei Millionen der Besten nahm. Der Jude wollte den Weltkrieg, und durch den Mord an dem König von Südslawien aufs neue den Anlaß schaffen zu einem neuen Krieg.

Jawohl, der Jude wollte es.

. . . Als die Nachricht kam, der König von Serbien sei tot, sagte ich: Diese Kugel kommt aus dem Revolver eines Juden. Ich freute mich nicht darüber, daß der Mörder ein Jude war. Freute mich aber, daß wiederum bestätigt ist, was ich schon immer gesagt habe. Der Drahtzieher all dessen, was den Völkern bisher Leid gebracht hat, ist der ewige Jude."

Streicher machte dann in seiner Rede auch Andeutungen über jüdische „Pläne", die auf innerdeutsche Verhältnisse abzielen. Er behauptete, daß auf einer jüdischen Konferenz in Zürich und Genf vor kurzem „Dinge beschlossen wurden, die während des Reichsparteitages ein Geschehnis hätten herbeiführen sollen, das das ganze deutsche Volk vielleicht in ein unglaubliches Leid und in tiefe Not gebracht hätte. Es wurde uns ein Name genannt und es wurde uns auch die Summe genannt, die ausgesetzt war, um die Tat zu vollbringen."

*

Zweifellos weiß es Streicher ganz genau, daß weder der Serbe Prinzip, noch der Mazedonier Georgieff Juden waren, noch daß irgendein Jude zu den Attentaten in Serajewo und in Marseille in irgendeine Beziehung zu bringen sei. Aber er, der seine ganze politische Existenz darauf gegründet hat, Hitlers antisemitischen Instinkten zu schmeicheln, muß immer neue Märchen von gefährlichen jüdischen Anschlägen erfinden. Und nun geht er noch weiter und will offenbar mit seiner letzten Andeutung über jüdische „Pläne" in Deutschland Hitler erschrecken, indem er ihm — wie er dies schon einmal getan hat — einreden will, daß die Juden ihm nach dem Leben trachten; andererseits will er andeuten, daß das während des Reichsparteitages in Nürnberg angeblich geplante Attentat nicht durchgeführt werden konnte, weil er als der für die Ordnung in Nürnberg Verantwortliche rechtzeitig hinter diese Pläne gekommen sei.

Die Gefährlichkeit der Streicherschen Judenhetze liegt nicht nur darin, daß er für Zehntausende naiver oder bösartiger Menschen in Deutschland, sondern auch darin, daß er für seinen intimen Freund, den Reichsführer Hitler, spricht und schreibt.

Die neue Hetzwelle gegen die Juden

Prag, 25. Okt. Jetzt, bei Einbruch des Winters und im Zusammenhang mit dem Winterhilfswerk, setzt eine große Reihe der nationalsozialistischen Zeitungen in Deutschland mit erneuter Judenhetze ein. Den Ton gibt Graf Ernst Reventlow in seinem „Reichswart", Nr. 42 vom 21. 10., an, der folgerichtig an Hitlers große Rede anläßlich der Einleitung des Winterhilfswerks anknüpft und unter anderem ausführt:

„Innerer deutscher Zusammenbruch im kommenden Winter ist die gemeinsame Hoffnung aller Gegner und Feinde des neuen Deutschland. Diese edlen Menschen, welche das deutsche Volk vom Nationalsozialismus befreien wollen, das sind in erster Linie jene, wie Adolf Hitler sie in seiner neulichen Rede bezeichnet hat, „jüdisch-internationalen Boykott-Hetzer", die Elend und Hunger und Verzweiflung in Deutschland durch Wirkungen ihres Boykotts auf die wirtschaftliche Lage derart steigern möchten, daß wirtschaftlicher Zusammenbruch, Unruhen usw. das Ziel erreichen, das im vergangenen Winter nicht erreicht wurde. Bis zu dem Grade sollen die Menschen und besonders die armen Schichten hungern und frieren und sich quälen. Die Methode erinnert einigermaßen an das früher berüchtigte Wort Walther Rathenaus: bei der „Erfüllungspolitik" komme es nur darauf an, wie weit man das Volk in Elend geraten lassen wolle. Es handelt sich aber nicht allein um jenen Aushungerungsplan des Weltjudentums, sondern nicht minder um die nationalen Mächte Europas."

Auch die „Deutsche Zeitung" **versucht, die Verzweiflung der Bevölkerung angesichts der zu erwartenden Wintersnot auf die Juden abzulenken.** Sie wendet sich (Nr. 242 vom 21. Oktober) dagegen, daß auch die Juden aus dem Ertrag des Winterhilfswerks unterstützt werden und weist darauf hin, daß schon Hunderte von jüdischen Anmeldungen vorliegen. Wie sicher der Jude sich wieder in Deutschland fühlt, schreibt die „Deutsche Zeitung", geht aus seinem täglich dreister werdenden Benehmen deutlich hervor. Dieses Benehmen wiederum ist es, das in dem deutschen Menschen den Wunsch nach einer Eindämmung solcher volksfremden Elemente laut werden läßt. Die Zeitung bringt eine Reihe offenbar erlogener Berichte über angeblichen Mißbrauch, den die Juden mit den ihnen vom WHW. gewährten Unterstützungen treiben.

Die Vertreibung der Juden gefordert

Sonst aber geschieht ihnen nichts

Köln, 26. Okt. Im „Westdeutschen Beobachter", Köln, der früher von Dr. Ley, jetzt Führer der Arbeitsfront, redigiert wurde und ihm auch jetzt noch sehr nahe steht, macht Walter Ewald offen Propaganda für Vertreibung aller Juden aus Deutschland. Er weist, als auf nachahmenswerte Beispiele, auf die mittelalterlichen Judenaustreibungen und Massenmorde an Juden hin und fragt, wie es geschehen konnte, daß trotz solcher „radikalen Methoden und Ausmerzung der Juden" diese nichtsdestoweniger immer wieder in der Lage waren, „in die deutschen Städte zurückzuschleichen". Er findet die Antwort hierauf in der Einrichtung des „Schutzjuden", in der Vorstellung, daß einige Juden besser sind als andere und deshalb Schutz verdienen. Auch heute, schreibt er, versuchen die Juden unter dem Deckmantel von „Schutzjuden" ihren Unterschlupf zu finden. Er schließt:

„Was wir zu tun haben, das ist, alle Juden insgesamt herauszujagen. Ganz gleichgültig, ob und wie sehr diese Operation hier und da verletzen mag, sie muß vollständig sein. Die Trennung zwischen Deutschen und Juden muß vollzogen werden, was immer sie kosten mag. Ja sogar, wenn dieser oder jener Jude Deutschland niemals etwas Böses zugefügt hat, sie müssen alle hinaus! Keiner kann dafür garantieren, daß nicht eines Tages in seinen Kindern dieses jüdische Blut durchbricht und unserem Vaterlande schweren Schaden zufügt."

Offener Brief an die „Times"

Zugunsten österreichischer Sozialdemokraten

(P. G.) **Wickham Steed**, der ehemalige Chefredakteur der „Times", und **H. G. Wells**, der berühmte englische Schriftsteller, haben am 17. Oktober an die „Times" einen offenen Brief gerichtet, in dem sie feststellen, daß in Mitteleuropa die politische Lage so gespannt ist, daß es wünschenswert erscheine, alles, was zur teilweisen Befriedung beitragen kann, zu tun. Nach verläßlichen Nachrichten von englischen Freunden, die sich über die Verhältnisse in Oesterreich an Ort und Stelle informieren konnten, wird die Lage in Oesterreich immer noch grundlos verschärft. In dem Brief heißt es unter anderem:

„Obgleich Sie in einem Ihrer kurzen Telegramme mitteilen konnten, daß drei politische Gefangene, Herr Danneberg, Herr Braunthal und Frau Proft freigelassen wurden, wird der ehemalige Bürgermeister von Wien, Karl Seitz, noch immer so abgesondert gehalten und bewacht, daß sein Zustand sich durch nichts von einer tatsächlichen Haft unterscheidet. Seitz ist ein aufrechter Mann von bester Gesinnung, gegen den nach achtmonatiger Haft keine wie immer geartete Anklage erhoben werden konnte. Seine Gesundheit hat so schweren Schaden gelitten, daß er vom Gericht in ein Sanatorium überführt werden mußte. Aber da ihm selbst dort die für ihn unerläßliche Diätkost vorenthalten wird, gibt sein Zustand allen Freunden Anlaß zu schwerer Besorgnis. Er darf Besuche nur zweimal wöchentlich und nur in Gegenwart der ihn bewachenden Kriminalbeamten und seines Untersuchungsrichters empfangen. Seiner Frau wird es untersagt, ihm die geeignete Kost in das Sanatorium zu bringen.

Ein anderer Häftling, dessen gesundheitlicher Zustand Anlaß zu Besorgnissen gibt, ist General Körner. Trotz seiner Verdienste im Krieg, trotzdem auch gegen ihn keine Anklage erhoben werden konnte, wird er noch immer in strenger Haft gehalten. Vielleicht darum, weil gerade seine Kriegserfahrungen ihn zu einem überzeugten Pazifisten gemacht haben.

Ungefähr 200 ehemalige Schutzbündler büßen gegenwärtig für ihre Teilnahme an den Februarkämpfen Strafen bis zu zwanzig Jahren ab. Weitere hundert warten noch auf ihr Urteil und etwa siebenhundert Sozialisten werden in Konzentrationslagern interniert."

Wöllersdorf

Im österreichischen Konzentrationslager

(P. G.) Folgende Schilderung der Zustände in Wöllersdorf entnehmen wir einem Brief eines Insassen des Konzentrationslagers an seine Angehörigen:

Wöllersdorf, 16. Oktober 1934.

. . . Am Anfang, als ich herkam, waren die Verhältnisse im allgemeinen erträglich, sowohl die Kost als auch die Unterkunft. Seit dem Naziputsch hat sich die Situation von Tag zu Tag verschlechtert und heute sind wir schon soweit, daß in unserem Saal, in dem mit Ausnutzung des letzten Platzes durchschnittlich 80 Mann untergebracht waren, bereits 100 Mann, also doppelt so viel im gleichen Raum schlafen müssen. Was das unter so vielen Menschen zeitigt, kannst Du Dir nicht vorstellen. Alles ist hochgradig nervös, die Folge, bei jeder Gelegenheit Streit und Zank, die älteren Männer, die mit aller Art Sorgen um ihre Familien belastet sind, außerdem schwer unter sexueller Not leiden, steigert die Nervosität, so daß das Lagerkommando die Weisung herausgab, daß nie mehr als eine Person das Klosett zu gleicher Zeit aufsuchen dürfe, damit gleichgeschlechtlicher Verkehr vermieden werde. Die Schlafstellen sind übereinander gestellt, die Höhe des Raumes ist so, daß der obere Mann nur in gebückter Sitzstellung sein Lager erreichen kann. Dasselbe gilt für den, der das untere Bett zu benützen hat, auch er kann sich nur in gebückter Stellung in sein Bett begeben. Mit der Lüftung des Saales ist es auch arg bestellt. Wir haben auf jeder der beiden Seiten 5 Fenster, von denen im ganzen sage und schreibe nur zwei zu öffnen sind, die übrigen dürfen nicht geöffnet werden, weil sie nicht vergittert sind. Die Luft in diesen Räumen ist furchtbar. Die Klosetts, von denen die Türen auch in den Schlafräumen münden, sind ständig verstopft, so daß es oft vorkommt, daß außer dem furchtbaren Geruch der ununterbrochen eindringt, auch alles was übergeht in den Schlafsaal hineinrinnt. Sitzgelegenheit gibt es so wenig, daß die Leute ihr Essen auf den Betten, natürlich in gebückter Stellung einnehmen müssen. Die Fensterscheiben sind zerbrochen, so daß die an Rheumatismus Leidenden unter ständigem Durchzug zu leiden haben. Beschwerden nützen nichts. Die Kost ist ein eigenes Kapitel. Sie ist eintönig und in letzter Zeit sehr schlecht und knapp bemessen, so daß es zu Hungerstreiks kommt, aber Abhilfe wird trotzdem nicht geschaffen. Alle diejenigen, die von keiner Seite eine Zubesserung bekommen — und das sind sehr viele von uns — müssen buchstäblich hungern. Ein Zustand, der nicht hinter den Verhältnissen im Landesgericht und auf der Promenade (Polizeigefangenenhaus Anm. d. Red.) zurücksteht. Es wurde in Erfahrung gebracht, daß die Regierung dem Kantineur und dem Bäckermeister viele Tausend Schilling schuldet, und deswegen die Verpflegung schlechter wird und nur weniger verabreicht werden kann. Wenn man in Betracht zieht, daß seit dem 25. Juli die Zahl der Angehaltenen sich immerzu steigert — jetzt sind es bereits über 3000 Mann — und täglich neue Transporte ankommen, und daß andererseits die Regierung kein Geld hat, diese viele Tausenden Menschen zu verpflegen und menschenwürdig unterzubringen, so erscheint es unabsehbar, zu welchen Zuständen man noch gelangen wird.

„Du Hitler!"

In der Tschechoslowakei eine E[illegible]idigung

Das „Prager Tageblatt" berichtet:

„Wenzel Klimes, Gemeinderat von Oreschin bei Brünn, wurde von dem Bürgermeister des Ortes auf Amtsehrenbeleidigung geklagt, weil er ihm in einer Gemeindevertretungssitzung „Du Hitler!" zugerufen haben soll . . . Der Bezirksrichter bemerkte, daß es bei einer Amtsehrenbeleidigung keinen Wahrheitsbeweis gebe. Nach der Judikatur des Obersten Gerichts . . . genügen objektiv Ausdrücke, welche die behördliche Autorität der angegriffenen Person herabsetzen und subjektiv das Bewußtsein des Täters, daß mit dem Ausdruck eine Herabsetzung verbunden sei. Der Angeklagte wurde wegen der von ihm selbst zugegebenen Aeußerung zu 30 Kc. Geldstrafe oder 24 Stunden Arrest unbedingt verurteilt!"

Der „Führer“ und Frankreich

Warum war er so schweigsam?

A. Ph. **Paris**, den 27. Oktober 1934.
(Von unserem Korrespondenten)

Immer wieder sucht man in den Berliner politischen Kreisen den Eindruck zu erwecken, als sei dem Besuche, den der französische Botschafter in Berlin François-Poncet am Mittwoch dem Reichskanzler Hitler abstattete, größere Bedeutung beizumessen. Demgegenüber wird hier in unterrichteten französischen Kreisen weiter darauf hingewiesen, daß „die Unterhaltung ganz genau 16 Minuten gedauert habe“. Es habe sich nur um eine „Etikette“-Angelegenheit gehandelt, indem der französische Botschafter für die Beileidskundgebungen der deutschen Regierung beim Tode von Barthou und Poincaré den Dank seiner Regierung ausgesprochen habe.

„Paris-Midi“ stellt nun die Frage, ob sich Hitler und François Poncet gar nichts zu sagen gehabt hätten. Seit ihrem letzten Zusammentreffen vor vier Monaten sei doch allerhand geschehen: das Blutbad vom 30. Juni, die Begegnung Mussolinis mit Hitler, die Ermordung von Dollfuß, Hindenburgs Tod, die Volksabstimmung, das Marseiller Attentat usw. Soll man in diesen Anspielungen des Pariser Mittagsblattes eine versteckte Bosheit sehen? Man könnte auch die nächste Frage so auffassen, ob nämlich beide nicht den Wunsch gehabt hätten, über alle diese Dinge sich einmal auszusprechen. Sollten etwa, bemerkt das Blatt noch, die Beziehungen so schwierig geworden sein, daß jede nützliche Unterhaltung zwecklos wäre?

Dann heißt es weiter, vor drei Tagen hatten die französischen Minister, in deren Ressorts das dramatische Saarproblem falle, im Auswärtigen Amt eine Sondersitzung abgehalten. Vor zwei Tage habe der Finanzminister Germain-Martin die Sachverständigen für das französisch-deutsche Clearing und für die Dawes- und Young-Anleihe zusammengerufen. Und darüber hätten sich nun der Führer und der französische Botschafter nichts zu sagen gehabt?

Gewisse Anzeichen lassen erkennen, daß Hitler und seine ersten Mitarbeiter sich augenblicklich sehr um die französische Meinung kümmerten. Gewisse Interviews vor gestern oder morgen benutzte man zu Propagandazwecken. Aber wie solle man an die Aufrichtigkeit der Interviews glauben, wenn man zu gleicher Zeit sich nicht in der diplomatisch üblichen Weise ausspreche? Wenn man den Franzosen etwas sagen wolle, Warum sage man es da nicht zuerst dem französischen Botschafter?

Und nun kommt wieder eine Bosheit: „Deutschland hat „eine Schwäche für Frankreich,“ erklärte der Führer verwegen vor einigen Wochen. Wo ist zwischen der scheinbaren Wärme dieser Erklärung und der kühlen Zurückhaltung bei den von der Etikette vorgeschriebenen Empfängen das wahre Deutschland?“

„Milde“ in Spanien

„Wehe den Besiegten!“

Obgleich die Zeitungen spaltenlange Berichte über die Kämpfe in Spanien veröffentlichten, waren die Nachrichten einseitig, und viel Wichtiges ist dabei unter den Tisch gefallen. Gleich zu Beginn setzte eine strenge Zensur für alle dem Ausland zugedachten Nachrichten ein und noch am 15. Oktober verordnete die spanische Regierung, daß auswärtige Korrespondenten ihre Berichte von der Telefonzentrale aus abzugeben haben und daß sie vorher einen Auszug dessen, was sie melden, zur Durchsicht vorlegen müssen. Darum ist auch keine Nachricht über die Zahl der Gefangenen hinausgedrungen, über die Behandlung der Gefangenen und die über sie verhängten Urteilssprüche. Für die Leser spanischer Zeitungen ergibt sich ein wesentlich anderes Bild.

Während immer wieder von „Milde“ und Gnade insbesondere gegenüber den zu Tode Verurteilten, die Rede ist, zeigt sich deutlich genug die Absicht, alle, die in die Kämpfe verwickelt waren, aufs schwerste büßen zu lassen, obwohl die öffentliche Meinung stürmisch in Tausenden von Telegrammen auf Begnadigung drängt.

Wir lassen ein paar Fälle folgen, die wir der Zeitung „El Sol“ vom 16. Oktober entnehmen:

Demetrio Sanz ist durch ein Madrider Kriegsgericht zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden, weil bei ihm Bomben gefunden wurden, mit denen er Sabotageakte vollbringen wollte. Sein Freund Claudio Garcia del Moral hat zwanzig Jahre erhalten. Das Kriegsgericht in Madrid verhängte über Zarate Diaz sechs Jahre Kerker wegen Beleidigung der bewaffneten Kräfte.

Am 19. Oktober meldet „El Sol“, daß Jesus Martinez Gomez zu 1000 Pesetas Geldstrafe verurteilt worden ist, weil bei ihm Waffen gefunden wurden; Frederico Antolin Lata bekam 18 Monate Kerker aus dem gleichen Grund. In Malaga wurden über Diego Gomez Garcia zwei Jahre zehn Monate und 21 Tage verhängt, nur weil er Drohungen ausgestoßen hatte. Drei Männer wurden in Sevilla zu 21 Jahren, 9 Monaten und 5 Tagen wegen Mordes, zu zwei Jahren wegen Waffenbesitz verurteilt, außerdem zur Zahlung einer Wiederantmachungssumme von 20 000 Pesetas.

Am 20. Oktober meldet „El Sol“, daß Jose Godon in Orense zu zehn Jahren Kerker verurteilt wurde, weil er etwas Aufrührerisches gerufen hat.

90 Entlassungen wegen eines Zurufs

Berlin, 26. Okt. Bei einer Tiefbaufirma in Döberitz kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen den Arbeitern und einem SA.-Mann, wobei dem SA.-Mann zugerufen wurde: **„Du bist genau so ein Schwein wie dein Führer!“** Sofort wurde die Geheime Staatspolizei alarmiert, die den Rufer zu ermitteln versuchte; ohne Erfolg. Daraufhin wurden 30 Arbeiter entlassen. An die Arbeiter der zweiten und der dritten Schicht wurde das Ansinnen gestellt, festzustellen und anzugeben, wer der Rufer gewesen war. Alle 60 Arbeiter lehnten das ab. Auch sie wurden entlassen.

Die Londoner Boykottkonferenz

London, 26. Okt. (JTA.) In der vor kurzem in Paris stattgefundenen Zusammenkunft von Vertretern des Londoner Jewish Representative Council und der Anti-Hitler-Boykott-Organisationen in Frankreich, Polen, Belgien und Südamerika wurde beschlossen, die ursprünglich für den 16. Oktober festgesetzte, dann aber verschobene internationale Anti-Hitler-Boykott-Konferenz für den 25. November nach London einzuberufen. Es wurde beschlossen, die Londoner Konferenz auf der Basis weitestmöglicher Unparteilichkeit zu halten; es werden sich an ihr Repräsentanten verschiedener Religionen, Nationen und Klassen beteiligen. Der Jewish Representativ Council wurde beauftragt, die notwendigen Arrangements zu treffen.

Sowjetplan für Getreideablieferung zu 94,9 Prozent erfüllt

Moskau, 26. Okt. Der Jahresplan für Getreideablieferung ist in der gesamten Sowjetunion mit 94,9 Prozent am 15. Oktober erfüllt worden gegenüber 83,5 Prozent zum selben Datum im vorigen Jahr. **Die Kollektivwirtschaften und Einzelbauern erfüllten 97,5 Prozent ihres Jahresplans für Getreideablieferung und die Staatsgüter 86,7 Prozent.** Das diesmalige Versagen der Staatsgüter fällt auf. Zum Teil wird dieses Versagen damit erklärt, daß der Plan an sie zu hohe Anforderungen stellte. Die Staats- und Kollektivwirtschaften und die Einzelbauern in der ganzen Sowjetunion hatten zum 15. Oktober 86 137 000 Zentner Zuckerrüben geerntet, während zum selben Datum des Vorjahres 43 610 000 Zentner geerntet waren.

In der gesamten Sowjetunion waren am 15. Oktober eine Totalfläche von 81 722 000 Hektar Getreide abgeerntet, das sind 99 Prozent des Planes. Die Region des Fernen Ostens erntete 99 Prozent des Planes, die Westsibirische Region 96 Prozent und die Tscheljabinsk-Provinz 94 Prozent. Die Winteraussaat wurde am 15. Oktober in der gesamten Sowjetunion auf einer Fläche von 34 553 000 Hektar beendet — das sind 92 Prozent des Planes. Die Kollektivwirtschaften erfüllten 97 Prozent, die Staatsgüter 79 Prozent und die Einzelbauern 71 Prozent des Planes.

„Deutsche Freiheit“

Abonnementspreise:

		im Monat	Zustellgebühr
Amerika	Dollar	1,—	0,50
Argentinien	Peso	3,—	1,—
Belgien	belg. Fr.	15,—	5,30
Dänemark	Kr.	3,70	2,30
England	sh	4,—	1,10
Frankreich	fr. Fr.	12,—	3,75
Holland	fl.	1,50	0,40
Italien	Lire	10,—	5,—
Luxemburg	belg. Fr.	15,—	5,30
Neubelgien (Eupen-Malmedy)	belg. Fr.	12,—	5,30
Oesterreich	(verboten)	—	—
Palästina	sh	4,—	1,10
Polen	(verboten)	—	—
Rumänien	Lei	90,—	30,—
Rußland	Rubel	1,—	—
Saargebiet	fr. Fr.	12,—	7,50
Schweden	Kr.	2,60	1,70
Schweiz	schw. Fr.	2,40	0,80
Spanien	Peseta	6,—	2,—
Tschechoslowakei	Kr.	30,—	5,50

Bei Zusendung unter Kreuzband durch die Post sind die Portogebühren vom Besteller mit dem Abonnementsbetrag zu entrichten.

Pariser Berichte

Die Akademie

Alljährlich findet seit der Gründung des „Instituts de France“ am 25. Oktober eine Festsitzung der Akademie statt. Die Zahl der Mitglieder ist außerordentlich klein geworden, denn von den 47 Köpfen sind 32 verstorben, so daß nur noch 15 Persönlichkeiten sich zu dieser Festsitzung, die eine Trauersitzung war, vereinigen konnten. Die Aufgabe, die Emil Borel von der Akademie der Wissenschaften als Präsident des Instituts de France hatte, war nicht leicht, galt es doch, in dem Nachrufe für jeden der 32 Verstorbenen die hauptsächlichsten Daten seiner Laufbahn zu schildern und seine Bedeutung für Frankreich zu würdigen. Nach dem Nachrufe für die großen Toten, zu denen insbesondere auch Paul Painlevé, Dr. Roux, Albert I. von Belgien, Marschall Lyauthey, Louis Barthou und Raymond Poincaré gehörten, hielten die Vertreter der einzelnen Wissenschaften Vorträge auf ihren Spezialgebieten.

Magnus Hirschfeld spricht

Im Rahmen eines von der „Association des Emigrés Israélites d'Allemagne en France“ veranstalteten Vortragsabend wird Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld am Mittwoch, dem 31. Oktober, abends 8.30 Uhr, im Festsaal Avenue Hoche No. 15 in Paris, einen biologischen Vortrag über das Thema halten: „Was eint und trennt das Menschengeschlecht?“

Eintritt frei. Gäste herzlich willkommen.

Weibliche Polizei in Paris

Paris, 27. Okt. Ein Mitglied des Pariser Stadtrates hat eine Entschließung eingebracht, durch die der Polizeipräsident aufgefordert wird, Vorschläge für die Schaffung eines weiblichen Polizeikorps zu unterbreiten. Die weiblichen Polizisten sollen besondere, ihren Eigenschaften entsprechende Aufgaben erhalten.

BRIEFKASTEN

Das Gebiets-Einheitskomitee von Sulzbach schreibt uns: „Wir begrüßen das Wiedererscheinen der antihitlerischen Zeitungen, „Deutsche Freiheit“ und „Arbeiterzeitung“. Das Verbot war für uns eine große Kraftprobe, welche den Kampfeswut des freiheitliebenden Saarproletariats in stärkstem Maße gefördert hat. Die Einheitsfront aller Schaffenden der Saar wird am 13. Januar 1935 siegen. Für uns gilt unverrückbar die Parole: „Nie zu Hitler, ewig frei die Saar. Alles für den Sieg des Status quo!“

K. N., Warschau. Sie machen uns die Uebersetzung eines Aufsatzes von General Sikorski im „Kurjer Warszawski“ zugänglich, der darlegt, daß die deutsche Kriegsflotte die Hauptgefahr für die polnische Sicherheit darstellt. „Auf diesem Gebiete bereitet Deutschland der Welt mehr als eine furchtbare Ueberraschung vor. Heute schon sind die deutschen Bombenwerfer imstande, von Berlin aus ohne Schwierigkeiten die ostpolnischen Gebiete, Wilna, Pinsk und Lemberg mit einbegriffen, zu erreichen. Im Falle einer Kriegserklärung können die deutschen Flugzeuge in 70 Minuten über Posen sein und in 2½ Stunden in Warschau. Der Bau deutscher Flughäfen in Ostpreußen würde die Zerstörung der polnischen Hauptstadt noch mehr in den Bereich der Möglichkeit rücken.“ — Es erscheint doch, daß es trotz der tiefen Verbeugungen des Herrn Adolf Hitler vor den „Polacken“ mit der deutsch-polnischen Entente noch etwas hapert.

Katholischer Saarländer. Wir erfüllen Ihren Wunsch und weisen auf einen Aufruf im „Katholischen Kirchenblatt“ Berlins hin. Die Gläubigen werden da aufgefordert, treu zu Rom zu stehen und sich nicht durch das Schlagwort einer deutschen Reichskirche verführen zu lassen. Der Aufruf bedeutet eine direkte Antwort auf die letzte Stuttgarter Rede des Reichsbischofs Müller, in der dieser erneut die Forderung einer „katholischen Kirche, unabhängig von Rom,“ erhob.

Literatur

„Die neue Weltbühne“ (Prag X, Ziskova 1c). Heft 43 ist soeben erschienen: Walter, Mitglied des Zentralkomitees der KPD., beantwortet den ebenfalls in der neuen Weltbühne erschienenen Artikel Siegfried Aufhäusers über die Einheitsfront. Ueber das Leben der Sowjetkinder berichtet Louis Fischer. Der Leitartikel von Hermann Budzislawski behandelt das Thema Kirchenkrieg, das heute in Deutschland wieder sehr aktuell ist. Kurt Hiller fügt seinem Bericht über Eicke, den Mörder Erich Mühsams, noch einiges hinzu. Heinz Pol zeigt die Entwicklung der Otto-Strasser-Gruppe, die geradeswegs zu Hitler führt.

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Johann Pitz in Dudweiler; für Inserate: Otto Kuhn in Saarbrücken. Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volksstimme GmbH., Saarbrücken 3, Schützenstraße 5. — Schließfach 776 Saarbrücken.

Die „Deutsche Freiheit“
Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands
muß man regelmäßig lesen

Bestellschein

Ich ersuche um regelmäßige Zusendung der „Deutschen Freiheit“

Name: .....
Straße: .....
Ort: .....
....., den .....
Unterschrift

Verlag der „Deutschen Freiheit“
Saarbrücken 3 • Schützenstraße 5 • Postschließfach 776

Zu verkaufen neues
Wohnhaus
12 Jahre Grundsteuer frei. Le Havre Sainte-Adresse, Nationalstraße, sofort bewohnbar. 7 Zimmer, 3 Bodenzimmer, Küche, Garage, Wasser, Gas, Elektrizität. Zentralheizung. 1200 qm Garten, Baufläche 110 qm. Preis 26 000 Fr. bar. Schreiben R. 50 192 AGENCE HAVAS LE HAVRE (Frankreich).

Ein
Familienhaus
neu erbaut, 8 Zimmer, Garage, Gärtchen zu verkaufen. 15 Minuten vom Hauptbahnhof. Preis ca. 90 000 Fr. Näheres bei JOSEF WAGNER, Boulevard de l'Alzette, LUXEMBURG.

Werbt für die „Deutsche Freiheit“

Lest regelmäßig die Wochenzeitung
WESTLAND

Docteur Spécialiste
DEUTSCHSPRECHEND
Münchener u. Pariser Fakultät
17, rue Reaumur
Métro Arts-et-Métiers od. République
ist zurückgekehrt und hat seine Praxis wieder aufgenommen
Frauen-, Blut-, Haut-, Harn- und Geschlechtskrankheiten, Tripper, Syphilis, Männerschwäche. Neueste Heilverfahren. Elektrizität.
Harn-, Samen- und Blutanalysen.
Mäßige Bedingungen. (Auch für Kassenversicherte.)
Täglich von 9 – 1 und 4 – 8,30 Uhr. Sonn- und Feiertags von 9 bis 1 u. auf Recd. v. Tel. Arch. 54-27

Schweizerisches und elsässisches Wurstwarengeschäft
Kaschaubäckerei, Konditorei, Weine und Liköre
Produits Schmid
19, Boulevard de Strasbourg, 8, rue St. Laurent
Paris, bei Gare de l'Est
Telefon 4 Linien vereinigt unter BOTZARIS 01-17

Berühmte Hellseherin
Mme Maria ZENI

Dr. ès-sciences occultes
Astrologie, Chiromancie
Cartomancie, Psychoanalyse
spricht geläufig deutsch
62, rue de la Rochefoucauld (1. Hof, Tr. C, 2. Stock rechts
Täglich 2–7 Uhr außer Donnerstags — Metro: Pigalle